



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 3 March 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. März 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Kollegin der Eisenbahngewerkschaft in Kaprun. Foto: Udo Hoffmann



Wir wollen ein größeres Stück!

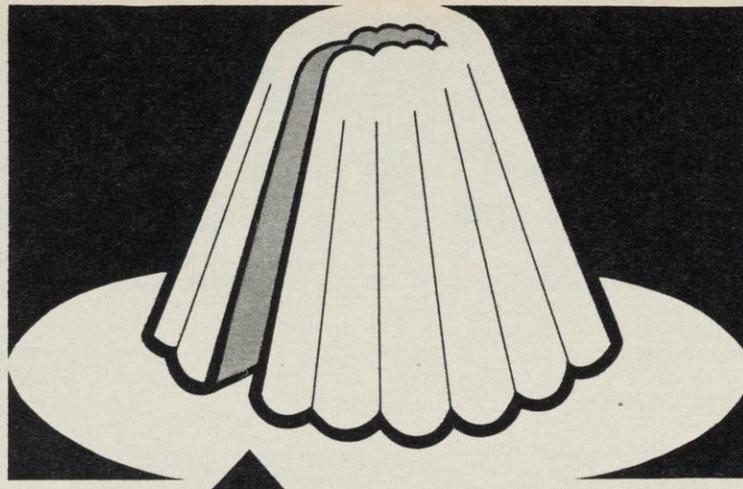
Die Großvermögen wachsen ständig

Seit mehr als 10 Jahren investieren die Unternehmer Milliardenbeträge. Und das fast alles aus der eigenen Tasche, aus dem Gewinn also. Der ist so groß, daß trotz hoher Dividenden noch viele, viele Millionen Jahr für Jahr übrig bleiben. Die legt man natürlich im eigenen Unternehmen an, wo die Leistung von Arbeitern und Angestellten sie vermehren wird. — So konzentrieren sich Riesenvermögen und wirtschaftliche Macht immer mehr. Das ist höchst ungesund, und es ist ungerecht!

Arbeitnehmer schauen in die Röhre

Das Schlagwort vom „Eigentum für alle“ klingt hohl. Die Großverdiener wollen nichts abgeben. Sie wollen ihren Löwenanteil vom Kuchen, der den Gesamtertrag von Kapital und Arbeit darstellt, behalten. Sie wollen die Scheibe, die der Arbeitnehmer bisher bekommen hat, nur größer werden lassen, wenn der ganze Kuchen wächst. Damit würde nichts besser, denn damit bleibt die ungerechte Verteilung des Ertrages.

Deshalb werden wir nicht locker lassen. Und wir haben schon viel erreicht!



Wir wollen ein größeres Stück vom wachsenden Ertrag - nicht immer ein und dieselbe Scheibe!



DGB für freie Meinungsäußerung in Hörfunk und Fernsehen

Der Deutsche Gewerkschaftsbund beobachtet in den letzten Tagen mit Besorgnis die Versuche aus einer bestimmten Richtung, die Meinungsfreiheit der Redakteure und Mitarbeiter in den Hörfunk- und Fernsehanstalten durch Drohungen und unsachliche Behauptungen zu beeinflussen. Insbesondere wurden einige Sendungen des Deutschen Fernsehens kritisiert, nur weil in diesen Sendungen Vorgänge aus dem politischen Bereich angegriffen worden waren.

Nach Ansicht des Deutschen Gewerkschaftsbundes haben die Fernsehteilnehmer, ebenso wie alle Bürger der Bundesrepublik, ein Recht auf breiteste Information, auch über Angelegenheiten, die für die Bundesregierung oder Länderregierungen aus politischen Gründen unangenehm sind. Dieses Recht der Information und der kritischen Stellungnahme, das die Zeitungen täglich für sich in Anspruch nehmen, muß ebenso den Redaktionen der Hörfunk- und Fernsehanstalten zubilligt werden.

Alle Versuche, die für den Bestand unserer Demokratie erforderliche freie Meinungsäußerung in Hörfunk und Fernsehen zu beeinträchtigen, verstoßen sowohl gegen das Grundgesetz als auch gegen die Satzungen der Hörfunk- und Fernsehanstalten in ihrer Eigenschaft als öffentlich-rechtliche Einrichtungen.

Der DGB erwartet aber auch von den für die Hörfunk- und Fernsehanstalten zuständigen Selbstverwaltungsgremien, daß sie alle Versuche zurückweisen, die Hörfunk- und Fernsehanstalten zu einseitigen Einrichtungen zu machen. Von den politischen Parteien und dem Parlament erwartet der Deutsche Gewerkschaftsbund, daß alle Versuche, die freie Meinungsäußerung im deutschen Hörfunk und Fernsehen anzutasten, energisch zurückgewiesen werden.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

DGB warnt vor Boykottmaßnahmen der Arbeitgeber

Zu der von der Presse veröffentlichten Empfehlung des Präsidenten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Dr. Paulssen, keine vertragsbrüchig gewordenen Arbeitnehmer mehr einzustellen, erklärt der Deutsche Gewerkschaftsbund, daß eine solche Einstellungsbeschränkung eine unzulässige Boykottmaßnahme darstellt.

Zwar hat der Arbeitnehmer nach geltendem Recht keinen Anspruch auf Einstellung bei einem bestimmten Arbeitgeber. Dennoch kann eine Absprache der Arbeitgeber untereinander über die NichtEinstellung bestimmter Arbeitnehmergruppen sittenwidrig und damit nach § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuches nichtig sein. Darüber hinaus würde ein solches Vorgehen der Arbeitgeber gegen das im Grundgesetz verankerte Recht der freien Berufswahl verstoßen.

Wenn Dr. Paulssen mitteilt, daß sich vor allem hessische Arbeitgeber bei der Einstellung zu einer „loyalen Konsultation mit den zuständigen Bezirksgruppen der Arbeitgeberverbände“ verpflichtet haben, so geht daraus hervor, daß hier bereits zentrale Kartellen für vertragsbrüchige Arbeitnehmer geführt werden. Noch im Jahre 1958 haben die Arbeitgeber selbst erkannt, daß gegen solche „schwarze Listen“ rechtliche Bedenken bestehen. Der DGB warnt daher dringend vor der Fortsetzung dieser Maßnahmen, die darauf abzielen, Arbeitnehmerfamilien die Existenzgrundlage zu nehmen.

Man sollte Lahme nicht zum Tanz auffordern

Victor de Kowa, Präsident der Deutschen Union der Filmschaffenden und seit kurzem auch Vorsitzender der Gewerkschaft Kunst, sieht die Schuld an der deutschen Filmmisere zum überwiegenden Teil auf Seiten der Filmproduzenten.

In einem Artikel im Gewerkschaftsorgan „Der Filmschaffende“ führt de Kowa u. a. aus, es gebe zwar „fabelhafte Schauspieler bei uns, sicherlich fünf bis acht erfahrene, großartige Regisseure, herrliche Musiker, erprobte Drehbuchfachleute, Schriftsteller und Dichter, erste Kameraleute und Techniker“, aber es gebe „fast keinen seriösen Produzenten, der ein Filmunternehmen mit allen Fachkenntnissen so führen kann, daß der deutsche Film dadurch wieder Weltgeltung bekommt“. Man müsse also – folgert de Kowa – Filmwirtschaftler und Produzenten heranbilden und ihnen eintrichtern, daß Profitgier und schlechter Geschmack den Film in diese „erschütternde“ Misere gebracht hätten.

„Wir können dem deutschen Film nur helfen, wenn wir hart Bilanz ziehen und feststellen, was wir selber falsch gemacht haben und wer nicht mehr mithelfen sollte. Jetzt wieder mit Geld und Krediten nachhelfen zu wollen, hieße die Lahmen auffordern zu tanzen.“

Leiter einer DGB-Bundesschule zum Professor ernannt

Dr. Franz Deus, dem Leiter der Hans-Böckler-Schule des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Hattingen (Ruhr), wurde am Dienstag vom Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen die Urkunde über die Verleihung des Titels Professor überreicht.

Der 1901 in Düsseldorf geborene Dr. Deus kommt aus dem Bereich der christlich-sozialen Arbeitnehmerbewegung und ist seit 1925 gewerkschaftlich organisiert. Nach Abschluß des Hochschulstudiums der Rechts- und Sozialwissenschaften war er Handwerkskammer-Dezernent in Düsseldorf und später Geschäftsführer der Kreishandwerkerschaft Köln und der Handwerkskammer Aachen. Gleichzeitig übte er mit Ausnahme der NS-Zeit eine umfangreiche Vortragstätigkeit auf sozialwissenschaftlichem Gebiet aus.

Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst war Dr. Deus zunächst in der Industrie tätig und wurde 1948 vom Deutschen Gewerkschaftsbund zum Leiter der damals neugegründeten DGB-Bundesschule in Hattingen berufen. Nicht nur durch seine nunmehr 15-jährige leitende Tätigkeit im gewerkschaftlichen Bildungswesen, sondern auch durch seine Mitarbeit in wissenschaftlichen Gesellschaften und an großen Lexikas sowie als Lehrbeauftragter an der Sozialakademie Dortmund für Sozialpolitik und die Organisation der gewerblichen Wirtschaft erwarb sich Dr. Deus einen bedeutenden Ruf als Soziologe.

Betr. „aufwärts“ Nr. 2 Verbannt die Bombe

Werte Kollegen!

Die Jugend wird von den Alten oft gescholten, besonders dann, wenn sie sich zu einem ureigenen Recht der Jugend bekennt: dem Recht auf Empörung. Erfreulicherweise empörten sich holländische Jugendliche in vielen Teilen ihres Landes gegen die tödliche Gefahr des Atomrüstens.

Gerhard Zwerent hat schon recht, wenn er in seiner Streitschrift „Wider die deutschen Tabus“ sagt: „Die Jugendlichen, die sich nicht auflehnen, sind nicht jung, sie sind so alt und jämmerlich wie die Generation ihrer Vorgänger.“

Bedauerlicherweise empfiehlt auch der DGB uns, der Jugend, sich nicht gegen die Atomgefahr aufzulehnen. Die Teilnahme an den Ostermärschen wird nicht gewünscht. Eine Frage an den Deutschen Gewerkschaftsbund: Wie und wo soll die Jugend dann gegen das Atomrüstens aktiv protestieren? Verlangt nicht, ernst genommen zu werden, wenn auf den 1. Mai verwiesen wird, an dem die Sprecher – vielleicht eine Minute lang – mit Nachdruck die Ächtung der Atomwaffen fordern sollen. Mit kollegialen Gruß!

Richard Rometsch

Notizbuch des Redakteurs

Dr. Kühn

Dieser Mann, der seinem Namen alle Ehre macht, berichtete im Fernsehen mit seiner eindringlichen Stimme über harte Tatsagen. Versehen mit unwiderlegbaren Fakten bewies er, daß die radioaktive Verseuchung der Öffentlichkeit durch die Atombombentests im vergangenen Jahr den bisher höchsten Stand erreicht hat. An Hand von Filmausschnitten zeigte er, wie sich diese Tests auf die Erbmasse der Menschheit auswirken. Die Bilder waren schrecklich. Aber schrecklicher, so sagte Dr. Kühn, wären die Bilder, die er seinen Zuhörern nicht zeigen wollte. Dr. Kühn nannte die Tests ein Verbrechen an der Menschheit und warf die Frauwidrigkeit auf, ob ein Mörder, der willkürlich 38 Menschen umbringt, sich darauf berufen könne, daß nach täglich Millionen Menschen sowieso eines natürlichen Todes sterben müssen? Und er fragte, ob wohl die Militärs, die heute chills, die Atombombentests auslösen, dieselbe Wut auf eine andere Weise erzielen würden, wenn sie nämlich mit einem Messer Zehntausende von Kindern verstümmelten? Das war eine harte und kühne Sprache, die Millionen Menschen vernahmten. Wird sie dorthin dringen, wo über die Auslösung von Versuchen entschieden wird? Nun, über die Folgen der Versuche werden auch die Verantwortlichen der beiden größten Atomgesellschaften Bescheid wissen. Ob sie daraus die notwendigen Schlüsse ziehen werden und sich über die Einstellung der Tests einigen, wird die nächste Zeit ergeben. Verhandlungen sind noch im Gang. Würde man sich einig, könnte das auch weiterführen zu einer politischen Entspannung und, um optimistisch sein zu sein, zum Beginn einer allgemeinen Abrüstung. Der Jugendoffizier

Der Jugendoffizier der Luftwaffengruppe in Karlsruhe, Hauptmann Hans Namislo, seines Amtes enthoben worden. Wie sein Kollege Max Jaeger berichtet, ist der Mann von seinen Vorgesetzten mehrmals in Rede gestellt worden, weil er mit der Gewerkschaftsjugend Verbindung aufnahm. Es wurde ihm gesagt: „Was wollen Sie dort? Die Lebewesen sind keine Partner für uns. Bleiben Sie weg. Da haben Sie nichts zu suchen. Diskutieren Sie in der Vergangenheit genug.“ Nun ist wohl eines der Grundrechte, daß auch der „Bürger in Uniform“ das Recht zur Diskussion haben. Aber was sich schon bei der Affäre um das Fernsehspiel „Stalingrad“ zeigte, wird durch diesen Fall noch erhärtet. Diskussion ist nicht erwünscht. Oben weiß man alles besser. Bürger in Uniform? Untertan – wie gehabt – Fotos: Uniform?

Kriegsopfer

Während der Wehretat der Bundesrepublik immer höher steigt, müssen die Kriegsopfer zum Mittel der öffentlichen Demonstrationen Zuflucht nehmen, um ihren berechtigten Forderungen Geltung zu verschaffen. Genau wie nach dem ersten Weltkrieg.

Preisfrage

„Auf Kreta, da flattern die Fahnen, wir Fallschirmjäger haben dort gesiegt. Und sind auch so viele gefallen, der Ruhm der Fallschirmjäger aber blieb.“ Wo wird wohl so ein Lied gesungen? Und dieses:

„Gäb es nur eine Krone, wohlan ich schenkte sie, der Tapferkeit zum Lohne, der deutschen Infanterie. Sie hat den Ruhm, der nie vergeht, der ewig in den Sternen steht, sich vor der Welt erworben. Mit Waffen leicht und Waffen schwer, Kompanie an Kompanie, ist sie die Königin im Heer: die deutsche Infanterie. Gäb es für Sieg und Sterben nur eine Melodie, sie müßt gesungen werden der deutschen Infanterie.“ Wo wird das wohl gesungen?

Neuer Bundesjugendsekretär bei ÖTV

Um für den aus der Jugendarbeit scheidenden Bundesjugendsekretär Max Jaeger, mit seiner diese Funktion fünf Jahre zum Nutzen der Jugendarbeit ausfüllte, einen neuen Kollegen für dieses Amt zu wählen, hatte die Gewerkschaft der Öffentlichen Dienste, Transport und Verkehr zu einer außerordentlichen Bundesjugendkonferenz nach Bremen eingeladen, wo sich mit vielen Gästen 91 Delegierte zur Beratung und zur Wahl im Rathaussaal trafen. Adolph Kummerreick streifte die Vergangenheit, übte Kritik an, wärlaran, wie bei uns Politik gemacht wird und zeigte die Jugend zur Aktivität auf. Mit viel Humor verabschiedete er Max Jaeger.

Die Frau Ludwig Rosenberg, der durch sein Referat an der Konferenz wirklich außerordentlich viel zu verdanken ist, forderte die Regierung auf, zu regieren und nicht die Verantwortung abzuschieben. Ausgehend von einem Ausspruch Churcheills, der die Demokratie als die schlechteste aller Wäber von den angebotenen Staatsformen als die beste bezeichnete, legte Rosenberg ein Bekenntnis zur Demokratie ab. Die Gewerkschaften seien bereit, Verantwortung zu übernehmen, aber das setze eine Versachlichung der Diskussion voraus. Man könne nicht diskutieren, wenn der Partner sich in Verleumdungen über gefalle. Eine Demokratie könne es sich einfach nicht leisten, einen wesentlichen Teil der Gemächellschaft von der Diskussion auszuschalten. Vernunft sei nicht nur – wenn überhaupt – auf der Seite der Regierung und der Besitzenden. Sachlichkeit sei eins der ersten Gebote der Demokratie. Die Forderungen nach erweiterter Mitbestimmung beträfen nicht nur die Wirtschaftspolitik, sondern auch den Staat. Man solle sich davor hüten, die jeweils herrschende Partei als den Staat zu bezeichnen. Der DGB wolle weder Regierung noch Parlament, noch die Parteien ersetzen, aber er wolle mitdiskutieren, sein kritisches Wort und seine Sachlichkeit mit uns in die Waagschale werfen. Rosenberg rief insbesondere die Jugend zur Aktivität auf, sie solle ihren Idealismus mit möglichst viel Wissen verbinden, denn sie müsse einmal die Arbeit weiterführen.

Als neuer Bundesjugendsekretär wurde Berthold Kieebusch gewählt. Max Jaeger bekam viele Blumen auf seinen Weg nach Mannheim gestreut. Er hat sie verdient.

von Madobu

ussie
äre u
, wi
ision
esse
bt -

Fotos: Udo Hoffmann



Im Ratssaal der Hansestadt Bremen



Max Jaeger wünscht Berthold Kieebusch guten Erfolg in seinem neuen Amt. Und natürlich wurde der Wunsch erwidert



Der jüngste Diskussionsredner



Seid unbequem, seid Sand im Getriebe!

Zur Konferenz der Gewerkschaftsjugend in Bayern

Fotos: Udo Hoffmann

Wir in Bayern sind Selbständigkeit gewöhnt, frohlockte Landesbezirksjugendsekretär Xaver Senft in seinen Begrüßungsworten, aber man kann ihm unterstellen, daß er es mit den Gästen aus dem „Bundesgebiet“ nicht böse meinte. In der Tat sollte die Konferenz beweisen, daß die bayerischen Kollegen aus einem anderen Holz geschnitzt sind. Dabei gab es trotzdem viele gemeinsame Probleme, die auf allen Landesbezirksjugendkonferenzen diskutiert werden.

Bei strengem Frost und heißer Begrüßungsmusik waren 70 Delegierte und ebenso viele Gäste im großen Saal des Münchner Gewerkschaftshauses zusammengekommen, um die Interessen der 96000 jugendlichen Mitglieder des DGB in Bayern zu vertreten.

Die Stirnwand des Saales war mit großen Transparenten prächtig ausgeschmückt, die «Wallpaper-Warehouse-Dixiland-Jazzband» begrüßte die Delegierten mit heißen Rhythmen, und noch bevor die eigentliche Konferenzarbeit begann, rezitierte ein junger Sprecher mit aufrüttelnder Stimme ein Gedicht von Günther Eich: „Wacht auf, eure Träume sind schlecht“, aus dem auch die Überschrift entnommen ist. Diese Aufforderung muß man richtig verstehen, sonst zieht man womöglich falsche Schlüsse daraus. „Schlechte Träume“ haben satte, zufriedene Wirtschaftsbürger, die sich um die Politik nicht scheren. Mit der Aufforderung „unbequem“ und „Sand im Getriebe“ zu sein, wird an die Jugend appelliert, Gefährdungen der Demokratie nicht un widersprochen hinzunehmen und zu bremsen, wenn die Gesellschaft auf einen Abgrund zusteuert und eine falsche, gefährliche Politik betrieben wird.

Kollege Günter Stephan, der Leiter der Abteilung Jugend beim DGB-Bundesvorstand, überbrachte Grüße und erklärte, daß der Bundesvorstand den Belangen der Gewerkschaftsjugend großes Interesse entgegenbringe. Nach der Einweihung des neuen Jugendheim am Tegernsee sei er nun bereits zum zweiten Male zu einer Veranstaltung der Gewerkschaftsjugend nach Bayern gekommen, und da er auch die Abteilung Organisation leite, möchte er nur hoffen, daß die betreffenden Kollegen nicht der Meinung sind, er würde die



Organisationsarbeit vernachlässigen. Zu den gescheiterten EWG-Verhandlungen mit Großbritannien erklärte er, daß die deutsch-französische Freundschaft deswegen nicht leiden solle, jedoch denke der DGB nicht daran, die Brüsseler Entscheidung endgültig hinzunehmen.

Der stellvertretende Landesbezirksvorsitzende Seitz erklärte im Zusammenhang mit der geplanten Notstandsgesetzgebung: „Das Nein des DGB-Bundeskongresses in Hannover war ein Ja zur Demokratie.“ Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit sei noch längst nicht aufgehoben, auch dann nicht, wenn sich manche Arbeitnehmer Konsumgüter des gehobenen Bedarfs einschließlich eines Wagens kaufen können.

Aus den ausführlichen Berichten sei kurz einiges wiedergegeben: Jugendarbeit unterliegt einem ständigen Wandel. Mit der Veränderung der Lebensverhältnisse ändern sich auch Lebensgefühl, Lebensrhythmus, aber auch Gesellschafts- und Gemeinschaftsformen der Menschen. Da dieser Wandlungsprozeß bei

der Jugend schneller vor sich geht und zeitnäher ist, werden freie Jugendorganisationen sich in der Art ihres Gemeinschaftslebens, aber auch ihrer Ausdrucksformen durch die von ihr erfaßte Jugend laufend ändern. Offen zu sein für diese Wandlungen, Raum zu bieten für neues Streben und bewußt alles Neue fördern, soweit es mit unserem Grundanliegen vereinbar ist, ist die Aufgabe der Zeit.

Bei den Bemühungen zur Durchsetzung des Jugendarbeitsschutzgesetzes darf die Gewerkschaftsjugend nicht nachlassen. Mit 127000 Fällen von Übertretungen des Gesetzes allein innerhalb eines Jahres wird gerechnet, besonders im Handel und Kleingewerbe. Eigentlich müßte dadurch der Bundestag auf den Plan gerufen werden und alles tun, um das Gesetz zu verwirklichen, indessen sind die Strafen lächerlich. Deshalb kam Kritik und Skepsis gegenüber einem autoritären Verwaltungsstaat, dessen gesetzliche Unzulänglichkeiten sich negativ auf die Jugend auswirken, mehrfach zum Ausdruck.

Der bisherige Vorsitzende des Landesbezirksjugendausschusses, Horst Ende, sagte wörtlich: „Diese für unseren Gesetzgeber sicherlich nicht schmeichelhafte, für unsere politische Situation aber kennzeichnende Kritik soll nicht über unsere Erfolge hinwegtäuschen!“ Als besondere Aktion hat der LBJA beschlossen, daß die Gewerkschaftsjugend in Bayern eine Aktion des Blinden-Bundes unterstützen und sich im Juni-Juli 1963 an einer Sammelaktion beteiligen, die die Ausstattung eines neuen Blindenheimes mit Arbeitswerkstätten für die blinden Bürger ermöglichen soll. In seinem Referat über „Aufgaben und Ziele der gewerkschaftlichen Jugendarbeit“ sprach der Kollege Günter Stephan über die verschiedenen Aspekte der gewerkschaftlichen Jugendarbeit und bemerkte zum Problem der Angestellten: „Wer weiß, daß heute schon auf ca. zwei gewerbliche Arbeitnehmer in unserer Wirtschaft ein Angestellter kommt, kann sich ungefähr ausrechnen, wann die Parität erreicht sein wird, die für uns als Gewerkschaftsbewegung wahrlich keine Erleichterung u genann nämlich sind he in der grob g sierte g Der K und si ge ve 1. Sep gebun Anges rer be glieder besser dunge Bunde forder ferenz Zur P dungs ern S Die r ularl ner e in Hö vergü Atom Konfe und bevor Am I Inter bege klass zwis Spiri Erst einig ben fern Tase Gü



...ung unserer Arbeit bedeutet. Allein im sogenannten tertiären Bereich der Wirtschaft, nämlich im privaten Dienstleistungsbereich, sind heute über 4,2 Millionen Arbeitnehmer - in der Hauptsache Angestellte - tätig, denen, grob gerechnet, insgesamt 300000 Organisierte gegenüberstehen."

Der Konferenz lagen insgesamt 19 Anträge und sieben Initiativanträge und Entschlüsse vor. Die Delegierten beschloßen, am 1. September 1963 in Bayern Antikriegskundgebungen in geeigneter Form durchzuführen. Angesichts der ständig steigenden Zahl unserer bei der Bundeswehr dienstleistenden Mitglieder soll nach Mitteln und Wegen für eine bessere Betreuung gesucht werden. Verbindungen zu entsprechenden Dienststellen der Bundeswehr, soweit sie für diesen Zweck erforderlich sind, fanden die Billigung der Konferenz.

Zur Propagierung eines neuen Berufsausbildungsgesetzes sollen in großen Städten Bayerns Sonntags-Matineen durchgeführt werden. Die Delegierten forderten einen Bildungsurlaub für junge Arbeitnehmer in Bayern, ferner ein tarifliches Urlaubsgeld für Lehrlinge in Höhe von 30 v.H. der monatlichen Lehrlingsvergütung. In einer Entschlußung gegen Atomwaffen in Ost und West appellierte die Konferenz an die verantwortlichen Politiker und Staatsmänner, endlich eine allgemeine und kontrollierte Abrüstung zu vereinbaren, bevor es zu spät ist.

Am Abend des 1. Konferenztages spielte die Interessengemeinschaft Münchner Jazz und begeisterte die Delegierten mit einem erstklassig dargebotenen Jazz-Repertoire. Dazwischen sangen die Munich Gospel Singers Spirituals und bekamen allergrößten Beifall. Erst nach 22 Uhr endete das Programm, und einige Delegierte raunten sich zu: „Jetzt haben sie uns wirklich vom Münchner Fasching ferngehalten. Aber dafür haben wir unser Taschengeld gespart.“

Günter Scheer

*Wöj'n Aram moir
 sjon wollen,
 vben vüf'n srbom
 moir i'nb
 miß gntwreit*



Wer von einem Roman mehr erwartet als bloße Unterhaltung, sondern Impulse zur Selbstverständigung über die Zeit, wem es um Klarheit und Wahrheit geht, wird mit viel Nutzen zu dem Roman von

Philipp Wiebe:
„Vor unserer Tür“;
Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh;
303 Seiten; Leinen, 18,80 DM,

greifen. Es ist ein Roman über die Jahre, in denen unser Volk in die tiefste Schande stürzte. Was ihn besonders auszeichnet ist die Spannung, die den Leser von den ersten bis zur letzten Seite nicht mehr losläßt. Er ist geschrieben von einem Schriftsteller, der jene Zeit voller Zorn erlebt hat. In den Mittelpunkt hat er zwei junge Menschen gestellt, die sich lieben, aber nicht zusammenkommen können, weil das Mädchen Ruth Jüdin ist und Edgar ein sogenannter Arier. Nicht, wie in einem alten Volkslied, war es das tiefe Wasser, sondern das tiefe Grauen, das sie umgab und nicht zueinanderkommen ließ.

Da stehen nun vor uns die Bilder von einer Herrschaft der Henker, von Dummheit, Feigheit, Kristallnacht, Verfolgung, millionenfachem Mord, Krieg und elendem Tod. Das große Versagen eines Volkes. Wiebe beherrscht die Kunst, mit wenigen Strichen die Gestalten seines Romans vor uns aufzubilden. Die Mörder stehen neben den Opfern.

Aber da stehen auch Freundschaft und Liebe. Wer wird je vergessen können den jüdischen Menschen Stein, Offizier des ersten Weltkrieges und stolz auf sein Deutschtum, der sich in der Kristallnacht nicht wie Schlachtvieh aus seinem Hause abtransportieren läßt, sondern auf die Henker schießt. Mit den letzten Patronen erschießt er seine Frau und sich selbst; da ist der Vater Edgars, Besitzer einer Ofenfabrik, der, allen Gefahren trotzend, Ruth verbirgt; da ist der Freund Armin, der, den Krieg und die Nazis hassend, nicht aus dem Land kann und in den Krieg muß, aber die erste Gelegenheit benutzt, um zu desertieren; da ist die Generalstochter Monika, die mit ihrem jüdischen Verlobten fast nackt durch die Straßen der Stadt geführt wird zu einem Brunnen, in dem der Verlobte ertränkt wird; sie kommt davon, vergiftet aus Rache einen hohen SS-Offizier und verliert darüber den Verstand; da ist der Ritterkreuzträger, der zu einem glühenden Hass der Regimes wird, nachdem er die Züge gesehen hat, mit denen die jüdischen Menschen in einen elenden Tod gefahren wurden. Indem Wiebe neben dem Grauen, Mut und Anständigkeit, Liebe und Freundschaft, Menschen, die einfach nicht in ihrem Innern zu verderben sind, schildert, ihr Leben aufleuchten läßt, hat er im Grunde auch einen Roman über einen Teil des deutschen Widerstandes geschrieben.

„Vor unserer Tür“ ist ein Roman, der an das Gewissen pocht, er enthält die Wirklichkeit jener Jahre, die auch heute noch wie ein stinkender Haufen vor unserer Tür liegt. Wenn es eine Aufgabe des Schriftstellers ist, die Wahrheit in all ihrer Härte zu schildern und sie durch sein Talent in die Kunstform des Romans zu erheben, damit an unser Gewissen zu pochen, uns zu mahnen, daß wir alles tun sollen, damit eine solche Zeit nicht wiederkommt, dann hat Philipp Wiebe zwar eine bittere, aber auch gute und dankbare Aufgabe erfüllt.

Hans Dohrenbusch



Ein Geräusch hatte ihn geweckt. Edgar dann beg...
 den Kopf vom Kissen, horchte in die Na... sagte er t...
 hinein, zwei, drei Minuten lang, der kleine W...
 ker auf seinem Nachttisch tickte, die Leuc...
 zeiger standen beide dicht bei der Eins...
 da war wieder das Geräusch: ein dumpf...
 Schlag. Edgar setzte sich auf. Das Geräus...
 kam von draußen, vielleicht versuchten E...
 brecher die Lade vor der Terrassentür auf...
 stemmen. Edgar schwang sich aus dem B...
 und öffnete das Fenster. Und nun hörte er...
 Männerstimme, die „Los!“ rief; sie rief es...
 Garten der Steins. Wieder der Schlag, h...
 jetzt, erkennbar: es mußten Steine sein, K...
 gegen Rolläden geschleudert wurden. Edg...
 sah den unruhigen Lichtkegel einer Tasc...
 lampe, er schloß das Fenster und lief aus...
 Zimmer, lief ins gegenüberliegende Frem...
 zimmer, durch dessen Fenster man auf...
 Akazienstraße blicken konnte, und hier sah...
 einen Lastwagen mit aufgeblendeten Sche...
 werfern quer auf dem Fahrdamm stehen, (H...
 Scheinwerfer waren auf die Vorderfront...
 Steinschen Hauses gerichtet, ungefähr z...
 Männer liefen hin und her, eine Stimme...
 jetzt : „Aufmachen!“ Einige Männer schw...
 gen ihre Arme zurück und nach vorn, un...
 Steine prasselten. Alma, d...
 Edgar zitterte. Er legte sekundenlang die...
 gegen das kühle Glas der Fensterscheib...
 dann rannte er zum Schlafzimmer der El...
 riß die Tür auf und rief unterdrückt: „D...
 Steins, Papa!“
 Fritz Kassner stand ebenfalls am Fenste...
 Edgar erkannte seine Silhouette gegen d...
 fliekernde Helligkeit der Scheinwerfer. V...
 diesem Fenster aus konnte man die Seitenf...
 des Steinschen Hauses und einen Teil d...
 Vorgartens sehen. Edgar stellte sich neben...
 Vater ergriff seinen Arm und sagte: „Wir...
 sen ihnen helfen, Papa!“
 Fritz Kassner starrte bewegungslos aus...
 Fenster, sein Atem ging schwer und roch...
 Menthol.
 Magda Kassner kam aus dem Hintergrund...
 dunklen Zimmers und flüsterte eindringl...
 „Ja, Fritz, wir müssen was tun!“
 Ein Chor rief jetzt draußen: „Aufmachen...
 Saujuden!“
 „Papa!“ sagte Edgar erregt und drängend...
 „Ich will's versuchen“, sagte Fritz Kass...
 endlich, drehte sich vom Fenster weg und...
 mit schwerem Schritt aus dem Zimmer.
 Magda Kassner preßte Edgar an sich. Be...
 zitterten sie. Durch den Vorgarten rannt...
 Männer, sie trugen eine lange Stange, sie...
 ten und grölten. Ein Mann, offenbar der...
 führer, rief alle anderen zu sich, erteilte...
 fehle, Edgar sah im Scheinwerferlicht die...
 ken ihres Atems, die Nacht war kalt.
 Keuchend kam Fritz Kassner zurück. „Die...
 lizei behauptet, alle Kommandos seien im...
 satz. Aber ich glaube es nicht. Ich glaube...
 dies ist eine befohlene Aktion. Dagegen...
 die Polizei eben machtlos.“
 „Dann sprich mit Thielow“, sagte Mag...
 Kassner.
 „Thielow“, sagte Fritz Kassner höhnisch...
 gerechnet Thielow!“
 Edgar klammerte sich an seinen Vater...
 sagte schluchzend: „Papa, aber wir müse...
 etwas tun! Bitte, Papa, hilf ihnen doch!“
 Sanft schob Fritz Kassner seinen Sohn...
 sich weg. „Du überschätzt meine Macht, m...
 Junge. Leider kann ich nicht helfen.“
 Draußen ramnten die Männer jetzt die...
 gegen die Haustür. Edgar preßte die Fä...
 gegen seine Wangen, Tränen rannen aus...
 nen Augen, er atmete keuchend, das Ent...
 zen preßte ihm die Luft ab. Und da sah er...
 lich, wie die Männer die Stange fallen lie...
 und schreiend zurück auf die Straße jagt...
 zwei Gestalten blieben zurück, sie wälzten...
 im Vorgarten, bäumten sich auf, fielen w...
 zurück, lagen kurz darauf still.
 „Was ist denn jetzt...?“ fragte Fritz...
 verblüfft.
 Edgar starrte auf die leblosen Gestalten...
 er war über die Entwicklung verblüfft, d...
 in die l...

Ein Mensch wird gerettet

Auszug aus dem Roman „Vor unserer Tür“ von Philipp Wiebe

Illustrationen: Joachim Braatz

Edgar dann begriff er. „Herr Stein hat geschossen!“
Die Nagel sagte er frohlockend.
„Donnerwetter!“ sagte Fritz Kassner und rieb
Leuchtsich heftig die Stirn.
„Ja“, rief Edgar triumphierend, „da haben sie
sich verrechnet!“ Er öffnete das Fenster zu ei-
nem Spalt, und nun hörten sie das gurgelnde
Stöhnen der Angeschossenen. Die Schein-
werfer verloschen, eine Stimme brüllte Be-
fehle, der Motor des Lastwagens begann zu
errattern, mit quietschenden Reifen setzte der
Wagen zurück und raste dann davon.
„Sie werden wiederkommen!“ flüsterte Magda
Kassner. „Und dann...?“
Edgar Fritz Kassner seufzte schwer und setzte sich
auf sein Bett. Nie hatte Edgar ihn so gesehen,
er ahnte, daß der Vater tatsächlich machtlos
wie noch nie war. Was nun geschehen würde,
konnte niemand verhindern. Sie würden wie-
derkommen, mit überlegener Macht, mit Hand-
Scheingranaten, wahrscheinlich würden sie das
Haus stürmen. Edgar versuchte sich vorzu-
stellen, was jetzt im Nachbarhaus geschah:
Was würde Herr Stein tun? Was Frau Stein?
Und was Ruth? Warum waren sie nicht aus-
gewandert? Jetzt war es zu spät.
Edgar rannte aus dem Zimmer, traf im Flur
Alma, die mit verschlafener Stimme fragte,
was geschehen sei, er antwortete nicht, sprang
die Treppe hinunter, rannte ins Arbeitszim-
mer und knipste die Schreibtischlampe an.
Seine Hände zitterten, als er im Telefonbuch
blätterte, er fand Steins Nummer, wählte und
horchte; der gleichmütige Summton wurde
unterbrochen, eine gepreßte Stimme fragte:
„Ja?“
„Hier Edgar! Herr Stein, fliehen Sie doch!“
„Du hast alles gehört?“
„Ja, gehört und gesehen. Herr Stein, sie wer-
den zurückkommen. Fliehen Sie. Sie haben
doch einen Wagen!“
„Ich habe kein Benzin. Doch auch wenn ich
Benzin hätte, die Flucht würde mir nie gelin-
gen.“
„Mein Vater hat die Polizei angerufen“, sagte
Edgar, „aber sie will nicht kommen.“
„Natürlich nicht. Auch ich habe dort ange-
rufen. Sag deinem Vater, ich sei ihm dankbar.“
Herr Steins Stimme war fast ohne Ton.
„Und was wollen Sie nun tun?“ fragte Edgar
verzweifelt.
Nach einer kurzen Pause sagte Herr Stein:
„Ich habe noch ungefähr zwanzig Schuß.“
„Sie wollen sich also verteidigen?“
„Ja, Edgar. Ich muß.“
„Und Ruth, was macht Ruth jetzt?“
„Ach, ich möchte es dir nicht sagen. Edgar,
behalte uns in Erinnerung.“
Edgar schluckte schwer, mühsam fragte er:
„Was – was werden Sie tun, wenn Sie keinen
Schuß mehr haben?“
„Es wird dann keiner von uns mehr leben!“
Rauh und schmerz erfüllt klang Herr Steins
Stimme.
„Ruth!“ rief Edgar entsetzt. „Nein, Ruth soll
nicht sterben!“
„Mein lieber Edgar“, hauchte Herr Stein.
„Schicken Sie Ruth fort, bitte! Sie soll in un-
seren Garten kommen, ich werde sie retten!“
Blitzschnell war ihm dieser Gedanke gekom-
men, Edgar spannte die Muskeln vor Entschlos-
senheit.
„Ja, wenn mein Kind diese Zeit überleben
könnte, das wäre mir ein großer Trost“, sagte
Herr Stein und fügte hastig hinzu: „Aber wer-
den es deine Eltern auch wollen, Edgar?“
„Ja“, antwortete Edgar, ohne zu zögern.
„Gut, ich werde Ruth in euren Garten schik-
ken.“
„Sie soll dort warten, bis ich sie hole!“
„Gut“, sagte Herr Stein. „Dann leb wohl, Ed-
gar. Und grüße deine Eltern. Ich danke, danke.“
Edgar legte den Hörer in die Gabel. Er hatte die
erste schwerwiegende Entscheidung seines
Lebens getroffen, und dies Bewußtsein be-
täubte ihn. Taumelnd ging er durch die Diele,
setzte sich erschöpft auf die unterste Stufe der
breiten geschwungenen Treppe und horchte
in die lauernde Stille der Nacht; er hatte das



Versprechen gegeben, Ruth zu retten, es war ein endgültiges Versprechen, er mußte es einhalten. Aber sollte er seinen Vater unterrichten? Wie würde er reagieren? Gefahren würden dann auch dies bisher so ungefährdete Haus bedrohen, Gefahren, die er heraufbeschwor, die er aber nur mit Hilfe des Vaters bannen konnte.

Edgar bereute seine Entscheidung, und gleichzeitig erschrak er vor dieser schmachlichen Reue, es ging um Ruths Leben, es ging um sein Leben, denn auch sein Leben würde nichts wert sein, wenn er nicht versuchte, Ruth zu retten. Edgar spürte das, während er vor Angst und Verwirrung zu weinen begann.

Die heulenden Motoren schwerer Lastwagen zerletzten die Stille, erfüllten Edgar mit Panik; er raste die Treppe hinauf, stürzte ins Schlafzimmer der Eltern und rief weinend: „Papa, ich habe mit Herrn Stein am Telefon gesprochen!“ „Ja, und?“ fragte Fritz Kassner, der bewegungslos am Fenster stand.

„Er weiß, daß er sterben wird, daß sie alle getötet werden, und er bat mich, Ruth zu retten, Ruth...“ Edgar fiel vor Verzweiflung auf die Knie.

„Und?“

„Sie wird jetzt schon bei uns im Garten sein.“

Die Motoren verstummten, wüstes Geschrei drang herauf, scharfe Befehle. Edgar legte die Stirn auf den Teppich. Er hörte den Vater murmeln: „Wahnsinn! Wahnsinn!“ Und dann rief er plötzlich mit vibrierender Stimme: „Wie konntest du! Sollen wir uns alle abschlagen lassen? Man wird sie suchen! Und dann? Was dann?“ Noch nie hatte Edgar seinen Vater so aufgeregt erlebt; er hörte aus des Vaters Stimme Angst heraus, und diese Angst erschütterte ihn: Wenn der Vater schon Angst hatte, wie wehrlos mußte er sich dann vorkommen, er, der einst selbstbewußte Fabrikbesitzer! „Mama!“ rief Edgar. Und Magda Kassner kniete neben ihm nieder, streichelte sein Gesicht, seine Hände, hob ihn auf und legte ihn in ihr warmes Bett.

„Wir werden Ruth schützen“, sagte Magda Kassner fest. „Nicht wahr, Fritz? Das ist doch selbstverständlich.“

Ein zerstörerischer Knall klrirrte gegen die Fensterscheiben, dem Knall folgten sechs wilde Schüsse. Irres Wut- und Schmerzgebrüll stieg auf. Und abermals schoß Herr Stein. Edgar verließ das Bett seiner Mutter, stand nun wieder neben seinem schweigenden Vater und blickte hinunter. Gestalten wurden zurückgetragen, andere hockten gedeckt hinter Büschen, Schatten sie alle im grauen Dunkel der Nacht.

Und dann das Kommando, dann das Rennen auf die gesprengte Haustür, das Triumphgeheul, das Aufblenden der Autoscheinwerfer. Im Nachbarhaus splitterten Holz und Glas. Edgar wischte sich die Tränen aus den brennenden Augen. Er sah das starre Gesicht seines Vaters, die gezackte Narbe auf seiner Stirn schimmerte rot, leicht zitterte der randlose Kneifer auf dem Nasenrücken. Fünf oder zehn Minuten standen sie so, Vater und Sohn, und blickten in den Vorgarten der Steins hinab. Endlich quollen die Schatten wieder aus dem Haus, sie schwenkten erbeutete Gegenstände, und sie bildeten ein Spalier, bildeten ein johlendes Spalier, durch das nun zwei schlaffe Körper geschleift wurden. Nackt waren beide Körper weiß schimmerten sie im harten Lichtstrahl der Scheinwerfer, willenlos glitten sie über die Steine, wurden dann nebeneinandergelegt. Edgar erkannte sie nicht, aber es waren Herr und Frau Stein, deren verrenkte Glieder nun bewegungslos lagen. Die johlenden Männer begannen gegen die nachgiebigen Körper zu treten, zwei öffneten ihre Hosen und urinierten auf Oda Steins Brüste, in Viktor Steins Gesicht.

Fritz Kassner sog ächzend die Luft ein, dann murmelte er: „Ah, diese Schufte!“ Mit wilder

Ein Mensch wird gerettet

Gebärde zog er die Vorhänge zu, strich sich über die Brust und drehte das Licht an.

Eisiger Schweiß bedeckte Edgars Körper, er blickte seinen Vater an, dann die Mutter, es verblüffte ihn, daß sie alle unverseht waren, daß sie lebend einander gegenüberstanden; er hatte den Tod gesehen, zum ersten Male in seinem Leben, und er glaubte in diesem Augenblick, daß sein Leben nie mehr so sein würde, wie es gewesen war; die Erkenntnis der Unwiderwärtlichkeit des Todes war in sein Bewußtsein gesickert, füllte das Bewußtsein an mit glühender Angst; nichts als Angst war in ihm, er vergaß darüber Ruth.

„Ruth“, sagte Magda Kassner, „wir müssen sie holen!“ Dabei musterte sie mit zitterndem Kinn ihren Mann.

Fritz Kassner zuckte zusammen, sein blaßes Gesicht straffte sich, mit neuerwachter Energie sagte er: „Ja, wir müssen sie sofort holen. Und wir werden sie retten! Ich werde sie retten!“

Die Lastwagen waren abgefahren. Wieder still war diese graue Novemberrnacht. Edgar schlich durch den Garten, er hatte einen dunklen Trainingsanzug angezogen, und so näherte er sich unsichtbar dem Holunderbusch; dort rief er leise Ruths Namen, aber er sah sie nicht, hörte sie nicht, er ging vorsichtig um den Busch herum, und da stießen seine Füße gegen ihren Körper. Er kniete nieder und beugte sich über sie: Ruth hatte ihr Gesicht in die lockere, feuchte Erde gewühlt.

„Ruth“, sagte Edgar, „komm, Ruth.“ Er versuchte sie aufzuheben, aber sie krallte sich in der Erde fest. „Ruth, ich bin's Edgar, komm doch in's Haus, Ruth!“ stammelte Edgar.

„Edgar“, flüsterte sie und erhob sich mühsam, „du bist's Edgar...“

Sie ergriff einen kleinen Koffer und ging schweigend mit Edgar auf das Haus zu. Im dunklen EBzimmer empfing sie Magda Kassner, sie drückte Ruth an sich und flüsterte: „Hab keine Angst. Wir werden dich beschützen.“

Behutsam führte sie Ruth die Treppen hinauf bis ins Bügelzimmer, das unter dem Dach lag. Hier stand im Schein einer schirmlosen Glühbirne Alma; sie hatte das Giebfenster mit einer Decke zugehängt, hatte Matratzen aus dem Fremdenzimmer heraufgeschafft und den langen Bügeltisch zur Seite geschoben. Jetzt hielt sie ein Bettlaken in der Hand und starrte Ruth an. Ruths Gesicht war mit Erde bedeckt, auch in ihren Haaren haftete Erde; ihre Augen waren tränenlos, waren angefüllt mit fassungslosem Staunen; es schien, als habe sie noch nicht begriffen, was geschehen war; ihre Lippen kräuselten sich sogar zu einem Lächeln.

Auch Edgar konnte die Wirklichkeit noch nicht fassen. Vor einer Stunde erst war er in seinem Bett erwacht, und in dieser Stunde waren Ruths Eltern ums Leben gekommen, war Ruth geflohen, zu ihm geflohen, stand jetzt in dem vertrauten Bügelzimmer, lächelte. Diese Veränderung überwältigte Edgar: Ruth, an die er seit Monaten ständig dachte, wohnte jetzt im selben Haus wie er, aus dem Entsetzen keimte ein vages Glücksgefühl.

Noch immer lächelnd, fragte Ruth plötzlich mit hoher Stimme: „Sind sie tot?“

Magda Kassner zog ihren Morgenrock gegen den Hals und nickte voller Angst.

„Vati hat erst Mutti und dann sich erschossen. Ich habe ihn gebeten, auch mich zu erschießen.“ Ruth betrachtete ihre erdigen Hände, wendete sie, schloß sie zu Fäusten, riß die Fäuste unvermittelt an ihren Mund und schrie: „Warum hat er es nicht getan?“

Edgars Haut zog sich zusammen, Kälte legte sich auf sein Hirn, seine Zähne schlugen gegeneinander, als er Ruths ausbrechenden Schmerz sah, ihre grauenhafte Trostlosigkeit. Magda Kassner stützte Ruth, zu Edgar sagte sie leise: „Geh ins Bett, Edgar. Bitte, laß uns allein!“

Mit Alma zusammen verließ Edgar das Bügelzimmer. Fröstelnd, mit bebendem Kiefer ging er die Treppe hinunter, blieb dann bewegungs-

los im Flur vor seinem Zimmer stehen. Alma, die Wasser und eine Schüssel holen wollte, murmelte an seiner Seite: „So eine schreckliche Nacht. Dies arme Kind. Dies Unrecht!“

Sie wollte seufzend ins Fremdenzimmer gehen, da schellte es an der Haustür. Edgar spürte, wie sich in ihm ein Schrei des Entsetzens zusammenballte, er beherrschte sich mit aller Kraft und lehnte sich an die Korridorwand. Doch da öffnete sich schon die Tür des Elternschlafzimmers, Fritz Kassner eilte durch den Gang, stieß auf Alma, flüsterte: „Geh Sie nachsehen, wer dort ist. Aber bitte tun Sie so, als habe man Sie aus dem Schlaf gerissen!“

Wieder schellte es, diesmal fordernd und aufdringlich.

„Öffnen Sie nicht, Almal Rufen Sie mich, ich werde mit den Leuten sprechen, verstanden?“

Alma flüsterte: „Ja, verlassen Sie sich auf mich!“ Langsam ging sie zur Treppe, schaltete das Flurlicht ein, raffte ihr Nachthemd und stieg seufzend die Treppe hinab.

„Ja, mein Junge“, sagte Fritz Kassner und berührte dabei Edgars Schulter, „jetzt haben sie wahrscheinlich gemerkt, daß ihnen Ruth entkommen ist. Aber nun treffen sie auf mich.“

Unten hatte Alma jetzt die vergitterte Glasluke der Haustür geöffnet. „Was ist denn los?“

fragte sie mürrisch und gleichmütig wie stet

„Aufmachen!“ befahl eine heisere Stimme.

„Ja, wer sind Sie denn? Sie sind wohl wahr

sinnig. Eine Unverschämtheit – mitten in der

Nacht!“ Alma rief es voller Empörung.

„Sturmführer Bertenburg“, sagte die heiser-

Stimme. „Haussuchung!“

„Ich werde Herrn Kassner fragen...“, sag-

Alma und schloß die Luke.

Fritz Kassner holte tief Atem, drückte seine

Kneifer fest, wartete, bis Alma bei ihm wa-

wartete noch einige Minuten, lächelte Edg-

zu und ging dann langsam die Treppen hiesel-

unter, riß mit einem Ruck die Haustür auf und

fragte sofort: „Wie heißen Sie?“

„Sturmführer Bertenburg!“

„Was wollen Sie?“ Kühl und beherrscht klan-

Kassners Stimme.

„Wir suchen so eine kleine Jüdin, die Tochter

Ihrer Nachbarn. Sie ist uns entkommen.“

„So, entkommen...“, sagte Kassner gedeh-

Und dann schlug seine Stimme um, explodiert

geradezu, als Kassner brüllte: „Warum haben

Sie nicht besser aufgepaßt, Sturmführer?“ Das

„Der Drecksjude Stein schoß, er hat drei un-

serer Männer getötet, wir mußten vorsicht-

sein!“ Der Sturmführer sagte das fast ent-

schuldigen. Offenbar war ihm der Ton Kass-

ners von seinen Vorgesetzten gewohnt.

„Sie waren mindestens zwanzig Mann. I-

habe Sie beobachten können, und ich muß

gen: Sie haben sich jämmerlich benommen.“

„Er schoß“, sagte der Sturmführer.

Fritz Kassner lachte jetzt kurz und hönisch

„Ja, das haben Sie nicht erwartet, wie? He-

Stein war Offizier im Weltkrieg, er konnte eben

schießen!“

„Hören Sie, das sieht ja ganz so aus...“, be-

gann der Sturmführer, doch Kassner schnit-

ihm das Wort ab. „Mein lieber Sturmführ-

Bertenburg“, sagte er scharf, „jetzt fahren

mal ganz schnell nach Hause. Ich brauche

meine Nachtruhe. Ich muß nämlich um sie-

Uhr aufstehen.“

„Ich habe den Befehl, Ihr Haus nach diese-

Jüdin zu durchsuchen!“

„Und ich verbiete es Ihnen, verstanden? I-

verstecke keine Leute, die von Ihnen gesuch-

werden. Vielleicht ist Ihnen unbekannt, daß

Gauleiter seit Jahren in meinem Haus verkeh-

Ich werde ihn morgen bitten, sich dieses Fal-

anzunehmen.“

Der Sturmführer schwieg nun.

„Warum tragen Sie eigentlich Zivil?“ frag-

Kassner.

„Befehl“, sagte der Sturmführer. Und er fü-

leise hinzu: „Ich handele nur auf Befehl, He-

Kassner, nur auf Befehl.“

„Gut, dann befehle ich Ihnen jetzt, mein Hau-

zu verlassen!“

Edgar hörte, wie der Sturmführer seine Hack-

zusammenschlug. Fritz Kassner warf die Tü-

zu, kam hinauf ins erste Stockwerk, rieb sich

die Stirn und sagte zu Alma und Edgar: „So-

nun ins Bett!“

Edgar konnte nicht schlafen. Er glaubte das

schmerzzerfüllte Wimmern Ruths zu hören.

Mit Grauen dachte er an die nackten toten

Leiber der Steins. Er zog die Bettdecke über

den Kopf, als könne er so das Bild verschu-

chen; aber es gelang nur um den Preis eines

anderen Bildes, des Bildes, das Ruth bei

ihrem qualvollen Aufschrei zeigte. Doch end-

lich brachte er es fertig, die Gedanken auf

Vater zu lenken. Der hatte nun Ruths Schick-

sal in seine Hände genommen, er hatte Furch-

gezeigt, und dafür liebte ihn Edgar mehr

je, er hatte die Furcht überwunden, hatte sein

Haus verteidigt, hatte sich damit unwiderruf-

lich auf Ruths Seite gestellt; diese Tat war

nicht mehr rückgängig zu machen. Edgar war

stolz auf seinen Vater. – Und zuletzt fiel ihm

ein, daß eigentlich er selbst es gewesen war,



Ein deutscher Schriftsteller, der nicht in Deutschland lebt

Von Heinz Liepman

Ganz genau weiß es wohl niemand, in wieviel Millionen Exemplaren Erich Maria Remarques Romane gedruckt und verkauft worden sind. Er selbst weiß es bestimmt nicht und es ist ihm auch vollkommen gleichgültig. In den letzten 30 Jahren, seit 1929, sind zehn Bücher von ihm in mindestens 30 Sprachen erschienen. In den Ländern der westlichen Welt, die buchhändlerisch zu übersehen sind, umwägt die Gesamtauflage seiner zehn Romane beinahe 14 Millionen Exemplare, aber in Ostblockländern sind nicht kontrollierbar. Eine der akzeptierten deutschen Literaturgeschichten nennt Remarque den „meist geklammerten, meist gepriesenen und meist angegriffenen Schriftsteller der Gegenwart“. Es gibt tatsächlich keinen modernen Autor, dessen Bücher so oft verboten – und so viel gedehnt wurden wie die von Remarque. Im Jahre 1929 wurde sein erstes Buch „Im Westen nichts Neues“ in Mussolinis Italien verboten. Dasselbe Buch, und seine Fortsetzung „Der Weg zurück“ wurden 1933 in Deutschland auf den Index gesetzt und öffentlich verbrannt. 1949, als Stalin regierte, wurden alle seine Bücher in Rußland und in den Ländern des Ostblocks verbannt. Heute aber lesen Millionen von Menschen seine Bücher in Italien, in Deutschland, in Rußland und in der ganzen Welt.

Warum seine Bücher – alle, ohne Ausnahme – auf das Mißfallen und den Haß der Diktatoren und Nationalisten aller Länder erregt haben und eben noch heute erregen, begründete er selbst kürzlich in einem langen Gespräch, das wir beführten. „Ich bin ein militanter Pazifist“, sagte er. „Ich war es in meinem ersten Buch, ‚Im Westen nichts Neues‘ – und ich bin es noch heute, in meinem letzten Buch, ‚Die Nacht von Lissabon‘, das soeben erschien. Jedes meiner zehn Bücher hat als Hauptmotiv den ewigen Kampf gegen Diktatur und Unterdrückung.“ Aber das ist nicht die einzige Kuriosität, die sich mit dem Namen und der literarischen Produktion von Remarque verbindet. Beinahe noch bemerkenswerter erscheint mir die Wahl seiner Themen, oder besser: seines Themas: obgleich er 1931 unter dem Druck der zur Macht drängenden Nazis, unter Lebensgefahr aus Deutschland fliehen mußte – obgleich seine Schwester 1942 vom Berliner „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde – und obgleich er seit über 30 Jahren, bis auf kurze Besuche nie wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, hat Remarque – mit einer einzigen Ausnahme – nie ein Buch geschrieben, das nicht von Deutschland handelt oder von Deutschen.

Ich fragte ihn, warum. „Ich bin von den Nazis ausgebürgert worden“, antwortete Remarque, „und soweit ich weiß, ist diese Ausbürgerung niemals rückgängig gemacht worden. 1931 siedelte ich mich in der Schweiz an. Die Kriegsjahre verbrachte ich in Amerika. Ich bin seit damals amerikanischer Bürger. Aber ein Schriftsteller lebt von dem, was in seinem Land, in dem er geboren wurde und in dem er aufwuchs und dessen Sprache er spricht, geschieht. Das läßt sich nicht ändern, auch nicht bei einem Wechsel der Staatsangehörigkeit. Ich bin damals zum Weltbürger gemacht worden – gegen meinen Willen. Jetzt bin ich ein Weltbürger – mit Willen.“

Ich fragte: „Warum spielen alle Ihre Bücher im Deutschland der Krisenjahre? Im ersten und zweiten Weltkrieg, in der Weimarer Republik, in der Inflation, in Konzentrationslagern, unter Emigranten?“

„Es ist das Thema, das ich am besten kenne, das mich in meinem Leben am meisten beschäftigt: der deutsche Mensch unter den schwersten Belastungen. Den Deutschen, den ich kenne. Den Deutschen, der litt. Nicht den, der brüllte.“

Erich Maria Remarque wurde 1898 in Osnabrück als Sohn eines Buchbinders geboren. Als er 18 Jahre alt war, 1916, wurde er Soldat.

Diese beiden Eindrücke seiner Jugend: der Krieg, und das Leben in der kleinbürgerlichen Stadt Osnabrück, haben seine gesamte literarische Produktion beeinflusst. „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“, der Titel eines seiner schönsten Romane, könnte über seinem gesamten literarischen Werk stehen.

Aus dem ersten Weltkrieg, in dem er zweimal verwundet wurde, heimgekehrt, wurde er zuerst Junglehrer, versuchte sich in verschiedenen Berufen in Osnabrück, bis er nach Berlin ging. Er versuchte sich als Journalist, hungerte sich durch, erst als freier Schriftsteller, dann als Redakteur einer Sportzeitung. Als er für seine lungenkranke junge Frau Geld brauchte, um sie in ein Sanatorium zu schicken, schrieb er in drei Wochen einen Roman über das eine Thema, das ihn nie losließ: das grauenhafte Erlebnis des Krieges für einen jungen Menschen – über eine Welt, in der sinnloser Tod alltäglich wird. Es war „Im Westen nichts Neues“.

Als im Herbst 1929 der Roman als Buch erschien, wurde es schnell zum Bestseller aller Zeiten. Innerhalb von 18 Monaten wurden über drei Millionen Exemplare in Deutschland verkauft.

Das Buch war ganz einfach die Wahrheit. Der Krieg wurde geschildert, wie er wirklich war: nicht als heroisches Abenteuer, sondern es handelte von einfachen jungen Deutschen, die leben wollten und sterben mußten. Anstatt einer Widmung schrieb Remarque die folgenden Worte auf die erste Seite:

„Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.“

Darum verfolgten die Nazis das Buch – und später den Film, der danach gedreht wurde – mit ihrem ganzen Haß. Die Wahrheit? Das konnten diejenigen, die die Phrase, die Lüge propagierten, die den neuen Krieg von Anfang an vorbereiteten, nicht dulden. Als der Film in Berlin zum erstenmal aufgeführt wurde, warfen die Nazis Stinkbomben und ließen weiße Mäuse in den Zuschauerraum. Es gab einen großen Skandal. Das Auswärtige Amt, das bei der Prüfung erklärt hatte, er „zeige den Mut und die Standhaftigkeit des deutschen Soldaten“ fiel um. Der Film wurde verboten. Es war der erste Sieg der Nazis. Ein Sieg, der zum neuen Krieg, zum millionenfachen Mord

– und am Ende zu den rauchenden Trümmerhaufen und zum Hunger führte.

Remarque hat all das bis heute nicht vergessen. Er lebt jetzt wieder am stillen Ufer des Lago Maggiore in der Schweiz. Er sagte mir: „Ich stehe heute zu Deutschland genauso positiv wie immer. Ein Land, das man wirklich liebt, will man respektieren können. In diesem Sinn ist es mir unbegreiflich, daß alte nazistische Verbrecher heute wieder in führenden Positionen in Wirtschaft, Politik und Justiz tätig sein dürfen.“

Nie hat Remarque aufgehört, zu mahnen, zu erinnern. Auch sein letztes Buch, „Die Nacht in Lissabon“ ist solch ein Mahnbuch. Und außerdem muß erwähnt werden, daß Remarque einer der ganz großen Erzähler deutscher Sprache ist. Es lohnt sich, alle seine Bücher zu lesen, seine alten und die neuen. Er ist einer der wenigen großen Glücksfälle, die wir in unserer Literatur besitzen: ein Schreiber, der nicht nur eine spannende Handlung erfinden, organisieren und schlicht berichten kann, sondern auch ein Mann der kompromißlos gegen Nationalismus und Spießertum ist.

Foto: Keystone

Erich Maria Remarque

Foto: Keystone



Der Aktivist

Polnische Satire von Anatol Potemkowski

Im vergangenen Winter haben wir alle Herrn Büschel umschwärmt. „Herr Büschel“, sagten wir, „schalten Sie doch bitte endlich die Zentralheizung ein... Was macht es Ihnen aus? Ihr Viertelchen trinken Sie später weiter...“

Herr Büschel versprach einzuheizen. Leider wurde er meist doch daran gehindert. Entweder war ein Kollege gekommen, oder der Schwager mit seiner Braut, oder es war für ihn höchste Zeit, an den Schlaf zu denken. Der Mensch ist schließlich keine Maschine.

Gleich nach Neujahr fuhr Herr Büschel, gelangweilt von unserer Aufsässigkeit, aufs Land, um sich von uns und vom bösen Einfluß der Kollegen zu erholen.

Seitdem helfen wir uns selbst. Wir gingen mit heißen Warmflaschen auf dem Bauch umher und machten Kniebeuge. Nach mehreren Kniebeugen wurde uns in der Regel wärmer. Es war ein gutes Mittel, leider versagte es in der Nacht.

Nur Blindgängerowski allein lernte das Kniebeugen im Schlaf. Den anderen gelang es nicht.

Täglich brannten im Flur die Sicherungen durch, denn alle schalteten Heizöfchen ein, ohne die herbst-winterlichen Sperrzeiten zu beachten.

Als uns das Elektrizitätswerk den Strom gänzlich gesperrt hatte, passierte ein tragischer Unfall. Baronin S. ließ eine Tasse Tee auf den Fußboden fallen, und eine Weile später, während der Kniebeuge, rutschte sie auf dem Eis aus und verstauchte sich das Bein an allen möglichen Stellen. Das Opfer wurde vom Unfallwagen abgeholt.

Von den Leibesübungen lustlos geworden, begannen wir, Zeitungen im Waschbecken zu verbrennen, aber die Feuerwehr ließ uns wissen, daß das nicht erlaubt ist.

So quälten wir uns bis zum Frühling und dachten, daß wir Herrn Büschel niemals wiedersehen würden.

Doch es kam anders. Unlängst kam er auf Einladung des Nationalen Rats wieder in die Stadt, um ein Diplom und einen Preis in Empfang zu nehmen. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß Herr Büschel den kleinsten Kohleverbrauch im ganzen Stadtteil hatte.

Aus dem Polnischen von Karl Dedecius



Frischer Wind über der Pußta

Die jungen Ungarn lassen sich in kein Korsett zwingen
Ein Bericht von Oscar Peter Brandt

So kann man sich täuschen. In der Annahme, die ungarische Luftfahrtgesellschaft würde uns auf dem Flug nach Budapest höchstens einen Bonbon geben, hatten wir uns auf dem Frankfurter Flughafen eine Tafel Schokolade gekauft. Jetzt servieren zwei Stewardessen, scharmant und hochbeinig, die deutsche, englische und französische Sprache fließend beherrschend, Gulaschsuppe, Paprikahuhn und Tokajer. Diese Mädchen, intelligent und trotzdem gut aussehend, haben als Töchter von Arbeitern in Budapest studiert. „Die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen und zu studieren, hat heute jeder“, sagen sie. Es kommt auf das Können und die Intelligenz und nicht mehr wie früher darauf an, daß man der schmalen High Society angehört. Die Zahl der Kinder, die eine höhere Schule besuchen, hat sich um einige Hunderttausende vermehrt, die Zahl der Studenten und Studentinnen stieg von 2000 auf 22 000. Es gibt – auch in den Dörfern der Pußta, kein Kind mehr, das nicht wenigstens zehn Jahre lang die Schule besucht.

Auf dem Budapester Flughafen, in der Hauptstadt und auch bei den Fahrten über Land sieht man weder Photos von Parteigrößen noch Spruchbänder und Parolen. Die Zeiten der Holzhammermethode mit dem Versuch, alle zehn Millionen Ungarn auf die kommunistische Linie einzuschwören, gehören der Vergangenheit an. Über der Pußta weht ein liberalerer Wind. Der Stalinismus ist tot. Viele Funktionäre, deren einzige Qualifikation das Parteibuch war, mußten jungen Fachexperten weichen. „Der Aufstand des Jahres 1956 trägt doch noch einige gute Früchte“, sagen die jungen Ungarn. Sie verweisen darauf, daß sie diesen milderen Kurs aus eigener Kraft geschafft haben. „Der Westen hat uns damals schmählich im Stich gelassen, er hat uns auch bis heute nicht geholfen. Die Bundesrepublik beharrt auf ihrer Hallstein-Doktrin, statt die vielen Chancen einer Verständigungspolitik zu nutzen. Die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und damit auch die menschlichen Beziehungen zwischen West- und Osteuropa könnten viel besser sein, wenn Bonn Dogmen,

Fotos: Keystone

die heute nicht mehr taugen, über Bord werfe.“ Die Espresso-Stuben, die zahlreichen Cafés und Restaurants werden sehr gut besucht. Kaffee, Kuchen und Mahlzeiten (auf den Speisekarten der großen Restaurants mit Zigeunermusik kann man zwischen 30 bis 50 Gerichten wählen) sind, wie die Weine, von bester Qualität. Der Primas kommt, mit seinem Baßgeiger und dem Akkordeonspieler, auf Wunsch und gegen gutes Trinkgeld, auch an den Tisch, der Service, auch in den Hotels, ist exzellent. Ausländische Touristinnen werden mit einem „Küß die Hand“ begrüßt. Wir sitzen mit jungen ungarischen Arbeitern und Studenten in einem der zahlreichen Nachtlokale, die bis vier Uhr in der Früh geöffnet sind. Ein junger Künstler erzählt: „Adenauer, Kennedy und Chruschtschow werden auf einer Autofahrt vom Teufel verfolgt. Adenauer steigt aus und bietet ihm zehn Millionen Mark an, wenn er die Verfolgung einstelle. Das nutzt so wenig wie das Angebot von 100 Millionen Dollar des amerikanischen Präsidenten. „Laßt mich mal machen“, sagt Chruschtschow und

schreibt einige Zeilen auf einen Zettel. Der Teufel liest sie und rennt spornstreichs davon. „Was stand denn darauf?“, wollen Adenauer und Kennedy wissen. „Wir fahren dem kommunistischen Paradies entgegen“, erwidert Chruschtschow.

Brüllendes Gelächter an allen Tischen. „Jede dogmatische Ausrichtung ist schlecht“, sagen die jungen Ungarn. Sie kann man nicht mit kommunistischen Parolen füttern, und sie lassen sich auch nicht in ein Korsett zwingen. Das sind keine Kämpfer für den Weltkommunismus. „Wenn wir frei entscheiden könnten, vielleicht kommt dieser Zeitpunkt auch einmal, würden wir einen sozialen Staat aufbauen. Schweden, Dänemark und Finnland sind unsere Vorbilder.“ Nach der Herrschaft der Gutsbarone und der Kapitalisten, den Jahren der Arbeitslosigkeit und der vielen Bettler, die der Kinderarbeit sehnt sich niemand zurück. Der Lebensstandard der Massen ist höher als früher. Die Hilfsarbeiter verdienen umgerechnet 200 DM im Monat, ihre Facharbeiterkollegen 250 bis 300 DM. Die Gehälter der Angestellten und Beamten liegen zwischen 250 bis 500 und 600 DM. Aber 80 von 100 der verheirateten Frauen sind berufstätig. In den meisten Familien kommen zwei – und da, wo auch die Kinder schon einen Beruf haben, auch drei und vier Verdienere auf einen Haushalt. Das ergibt dann monatliche Einnahmen zwischen 400 bis 600 und auch 800 bis 1000 DM. Die Ärzte (alle Ärzte sind staatliche Angestellte) haben ein Monatsgehalt von 700 DM. Viele von ihnen arbeiten als Spezialisten zusätzlich in den Krankenhäusern und bringen es dann auf Einnahmen von 1500 bis 2000 DM. Die Nahrungsmittel sind billiger als bei uns, die Mieten auch. Man gibt nur 25 bis 30 v. H. des Monatsverdienstes für eine gute und reichhaltige Ernährung aus. Da die Preise staatlich vorgeschrieben sind, kann niemand übervorteilt werden. Die Mieten betragen zwischen 10 bis 30 DM für die Ein- und Zweizimmerwohnung. Trotz der vielen modernen Neubauten, wie man sie in neuen Trabantenstädten von Budapest und den Vororten anderer Städte und auch auf dem Land mit Schulen, Sportplätzen, Schwimmbädern, Bibliotheken usw. sieht, ist die Wohnungsnot noch groß. Es gibt aber auch wieder Privateigentum. Familien mit mehreren Berufstätigen, die jeden Monat Ersparnisse machen, können sich ein Häuschen mit sechs Zimmern bauen oder eine Etagenwohnung erwerben. Die modernen Etagenwohnungen kosten 16 000 DM. 50 v. H. des Betrages sind in bar aufzuwenden, der Rest wird über einen Zeitraum von zehn Jahren bezahlt. Bei uns würde man für solch eine Etagenwohnung 400 bis 500 v. H. mehr aufwenden müssen.

Das Angebot an Wäsche, Kleidung, Hausmöbeln, Radio- und Fernsehgeräten usw. ist ausreichend. Die Ungarn hungern weder noch sind sie ärmlich gekleidet. Vor allem die Frauen und Mädchen verstehen es, ihrer Garderobe Schick zu geben. Die Qualitäten haben noch nicht den westlichen Standard erreicht. Stoffe und Schuhe aus dem Westen, die es auch zu kaufen gibt, sind für den Durchschnittsverdiener zu teuer.

Budapest, der Plattensee, den die Ungarn Balaton nennen, und die Pußta wurden Treffpunkte des internationalen Tourismus. Russen und Amerikaner, Engländer und Tschechen immer mehr Touristen aus der Bundesrepublik und sehr viele aus der DDR trifft man hier. „Die Ungarn sind viel freier, als wir unter den Stalinisten Ulbricht“, sagen die Landsleute aus Dresden, Leipzig, aus Ostberlin und Chemnitz. Sobald die Funktionäre außer Sicht sind, es ist in diesen Urlaubsgebieten auch nicht schwer, sie abzuschütteln, können sich die Mitteldeutschen mit uns frei von jeder Bevormundung unterhalten. Hier treffen sich jetzt Eltern und ihre Kinder, die die Mauer trennte. Es gibt erschütternde Wiedersehens- und Abschiedsszenen. An die Wiedervereinigung zu einem absehbaren Zeitpunkt glaubt niemand mehr.

Gewerkschafts- jugend ehrte Capa

Im technischen Unterricht



Nach westlichem Vorbild gekleidet



„Die Stadt Düsseldorf ist dankbar, die Robert-Capa-Ausstellung in ihren Mauern zu wissen. Sie dankt dafür dem Deutschen Gewerkschaftsbund, besonders aber der Gewerkschaftsjugend!“ Dies sagte Ratsherr Ullrich in Vertretung des Düsseldorfer Oberbürgermeisters Peter Müller, der die Schirmherrschaft über die Ausstellung übernommen hatte, zur Eröffnung.

Genau zum 30. Jahrestag der scheinbar legalen Machtergreifung durch die Nationalsozialisten eröffnete die Düsseldorfer Gewerkschaftsjugend eine Fotoausstellung des berühmten Kriegsberichterstatters Robert Capa unter dem Motto „Menschen im Krieg“. Der Jugendsekretär des DGB-Kreises Düsseldorf, Karl-Heinz Lingen, hatte die Ausstellung Capas während der Ruhrfestspiele 1962 in Recklinghausen gesehen und war derart beeindruckt, daß er sie auch nach Düsseldorf holte.

Robert Capa, ein geborener Ungar, nahm in insgesamt 18 Jahren an fünf Kriegen teil – als Kriegsberichterstatler mit der Kamera. Capa wollte nicht, wie ganze Foto-Kompanien der deutschen Wehrmacht, heroische Aufnahmen von kampfesfreudigen Männern, jeweils markant das Kinn nach vorn geschoben und gläubig verklärt über den Feind hinwegsehend, machen, sondern er wollte den Krieg und den Menschen im Krieg so zeigen, wie er wirklich aussah: verzweifelt, ängstlich und elend sterbend. Und diese Auffassung von der „Kriegsberichterstattung“ prägte den Stil seiner Fotos. Robert Capa, arbeitete im Krieg gegen den Krieg: Er schilderte ihn in seiner ganzen Grausamkeit. Um das möglich zu machen, lag er immer in der vordersten Linie. Er war im Spanienkrieg – er sagte, es sei der letzte gerechte Krieg gewesen –, wo seine Freundin von einem Panzer zermalmt wurde. Capa war beim japanisch-chinesischen Krieg dabei, beim Wüstenfeldzug während des zweiten Weltkrieges, bei der Landung der Amerikaner in Italien, bei der Invasion, beim Palästina-Krieg und zuletzt in Indochina. Hier sollte ihn nach 18 Jahren Tätigkeit an der Front das Schicksal ereilen, das Millionen Soldaten erlitten: Capa wurde von einer Landmine zerrissen und getötet.

Am Abend des Eröffnungstages lasen Schauspiel-Schüler der Kunstakademie Düsseldorf aus rund zwei Jahrtausenden Anti-Kriegsliteratur.

Im Rahmen der Veranstaltungsfolge gastierte bei der Gewerkschaftsjugend Düsseldorf das junge und sympathische Kabarett „Die Maininger“. Wenn auch nicht ganz in den Rahmen passend, so muß aber dem Ensemble zugestanden werden: sie waren (wieder) großartig. Spritzig, frech, spitz – und nicht hochtrabend. Die Düsseldorfer Veranstaltung insgesamt darf als gelungen und als vorbildlich bezeichnet werden. Ihre Veranstaltungen zum 30. Jahrestag der Machtergreifung hatten Niveau. Das Wollen der Düsseldorfer Gewerkschaftsjugend läßt sich in die Worte des DGB-Kreisvorsitzenden Helmut Lenders fassen: „Der Friede ist heute, 20 Jahre nach jener furchtbaren Katastrophe, kein gesicherter politischer Zustand, eher eine Gratwanderung, die uns manchmal – von Korea bis Kuba – sehr nahe an den Abgrund gebracht hat. Das ist kein Grund zur Resignation, aber eine Aufgabe. Wir sind heute in der Gefahr der Gewöhnung an den Zustand des Risikos.“

Wir reden vom Gleichgewicht des Schreckens – von Zerstörungskräften in Reichweiten und Megatonnen, von 8, – 10, – 20 Millionen Toten bei einer atomaren Auseinandersetzung. Wissen wir eigentlich, wovon wir reden? Reicht das Erinnerungsvermögen der Kriegsgenerationen aus, um hinter diesen Zahlen die Not, das Leiden und das Elend von Millionen von einzelnen Menschen, von Müttern, Vätern, Kindern zu erkennen – uns auch nur einigermaßen die Schrecken eines modernen Krieges lebendig zu machen?“ **D.S.**

Die Ungarn können sich heute, und auch da sind sie viel besser dran als die Bewohner der DDR, selbst ein Bild über die Lage in den ihnen bis noch vor einem Jahr strikt verschlossenen westlichen Ländern machen. Wer von seinen westlichen Freunden eingeladen wird, muß für einen Paß 200 Forint bezahlen, wer ohne eine solche Einladung in den Westen will, 1000 Forint. Aber nur wenige sind finanziell in der Lage, noch 200 Dollar gleich 6000 Forint gleich etwa drei mittleren Monatsgehältern aufzuwenden. Es wäre eine schöne Aufgabe für viele unter uns, einen jungen Ungarn oder eine junge Ungarin einzuladen.

Die Kolchosen in der Landwirtschaft haben lange nicht die erwarteten Erträge eingebracht. Jetzt werden die freien Hofbauernstellen hoffiert. Unter dem kommunistischen System, das wird auf allen Gebieten der Wirtschaft des Landes klar, wird auch Ungarn nie den Lebensstandard der freien demokratischen Länder erreichen. Es wird auch nie gelingen, aus den Ungarn, diesen liebenswerten Individualisten, die die Diskussion, die Musik, den Gesang und den Tanz lieben, stramme Kommunisten zu machen. Man freut sich, daß Tibor Dery, Professor Georg Lukas und viele andere wieder schreiben dürfen, daß die Macht der stalinistischen Funktionäre gebrochen wurde, aber man weiß auch, daß man trotz eines frischen Windes, der jetzt über der Pußta weht, von den demokratischen Freiheiten noch weit entfernt ist. Die Geschichte der Ungarn ist die Geschichte eines freiheitsdurstigen Volkes. „Wir werden uns immer nach der Freiheit sehnen“, sagte mir ein junger Arbeiter zum Abschied. Man hofft auf eine weltweite Abrüstung und auf ein politisches Klima, das die Völker Europas wieder einander näherbringt. „Die Chinesen“, meinen viele der jungen Ungarn, „werden uns in Europa in einigen Jahren schon zu einem Kurs der Gemeinsamkeit zwingen. Wir sollten heute schon alle Chancen nutzen, die der besseren Verständigung dienen.“



Internationale Begegnung auf Brettern

Kollegin aus der Schweiz

Die Eisenbahnerjugend trug in Kaprun ihren Jubiläums-Skiabfahrtslauf aus

Mit den internationalen Begegnungen ist das manchmal so eine Sache: es steckt oft ein bißchen viel Absicht dahinter, mancher nationale Ehrgeiz, der sich geschickt international zu tarnen versteht, zuviel Pathos, das zu laut ist, um vergessen zu lassen, daß man an manches peinliche Vergangene nicht erinnert sein möchte. Das gilt zumindest für manche Begegnung der Älteren, der „Ganz Großen“ jedenfalls nur allzu oft — — Auch junge Menschen treffen sich über Ländergrenzen hinweg, junge Gewerkschafter vor allem — dabei geht es dann ganz unkompliziert zu. Das Gespräch ergibt sich von selbst — und mag es dem Fremden auch nur als ein Kauderwelsch erscheinen. Die Aussprache folgt, das Kennenlernen, die Verabredung und das Bewußtsein, daß man vieles gemeinsam hat an Wünschen, an Hoffnungen und Sehnsüchten. Zum zehnten Male haben die in der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED) organisierten deutschen Jungeisenbahner ihren internationalen Skiabfahrtslauf abgehalten. Sie trafen sich diesmal Anfang Februar nach dem in diesem Jahre auf Österreich fallenden Turnus in Kaprun im Lande Salzburg. Österreich und das südliche Deutschland haben große Skigebiete, es mag daher naheliegen, die Kräfte auf der weißen Piste zu messen. Daß aber auch Luxemburg und die Schweiz ihre Vertreter zu dem Treffen entsandt hatten — die Schweiz war mit immerhin neunzehn Eisenbahnerinnen und einer jungen Eisen-

bahnerin vertreten — zeigt doch, daß die Eisenbahnerjugend-Begegnungen über das Sportliche weit hinausgehen. „Wir haben nicht unsere stärksten Läufer mit nach Österreich genommen“, sagte Ernst Müller, der rührige Sekretär des Schweizerischen Eisenbahner-Verbandes (Sitz Bern) bei der abendlichen Begrüßung im Lichte der Fackeln auf dem Kapruner Marktplatz. „Wir haben unsere besten Gewerkschafter mitgebracht.“ Und wenn dann das einzige Mädels aus der Gruppe, Rita aus Luzern, außerdem auch noch eine prächtige Skiläuferin ist, so kann man die Schweizer eben nur beglückwünschen. Einen Preis haben die Freunde aus dem Lande der Eidgenossen jedenfalls nicht mit nach Hause genommen, aber gute Eindrücke und die Freundschaftsgeschenke, die man untereinander austauschte. Über die sportlichen Geschehnisse braucht hier nicht viel berichtet zu werden, die Leistungen können sich sehen lassen, und der Wanderpokal für die beste Mannschaft im Abfahrtslauf kam bei den diesjährigen österreichischen Gewinnern sicherlich nicht in die falschen Hände. Aber ist das wichtig, wer gewann und wer verlor, wer Erster war und wer sich tapfer von Sturz zu Sturz bis zum Ziel durchwuschelte? Nein, sicherlich nicht. Dabeisein, das war's, darauf kam's an. Und es waren wohl an die zweihundert junge Leute, die diesmal dabei waren. Wir trafen auch Roger Demuth wieder, den Delegationschef der



Kollegin aus Österreich

Fotos: Udo Hoffmann



Luxemburger. Obwohl Luxemburg und die Schweiz durchaus beachtlich starke Gewerkschaften haben, ist dort die gewerkschaftliche Jugendarbeit nicht allzu stark und die jungen Eisenbahner tun sich gar nicht leicht, wenn sie Jugendgruppen zusammenbekommen wollen. Aber Roger hat ganz schöne Erfolge zu verzeichnen, und wenn er nun die Arbeit in jüngere Hände weitergegeben hat, so darf man für die jungen Luxemburger Freunde eine weitere Aufwärtsentwicklung erhoffen. (Dies auch dann, wenn die drei Luxemburger als hoffnungslose „Flachlandtiroler“ sich mit der Rolle als Zaungäste des sportlichen Geschehens zufriedengeben mußten.) Von den Jungeisenbahner-Begegnungen sind viele gute Impulse bisher ausgegangen. Der Schweizer Delegationschef konnte berichten, daß inzwischen sieben Jungeisenbahner-Gruppen dort bestehen, eine achte ist in Vorbereitung. Immerhin, die Schweizer Freunde rechnen die „Jugend“ in diesem Falle bis zu dreißig Jahren. Was die Österreicher betrifft, sie waren stark vertreten. Man sprach junge Kollegen aus fast allen Bundesländern. Siegerin bei den Mädchen war die 16jährige Brigitte aus der Steiermark. Die deutschen Mädchen, die im vergangenen Jahr beim 9. Internationalen Skiabfahrtslauf in Hammersbach immerhin die dritte Siegerin gestellt hatten, schnitten diesmal schlechter ab. Die Delegationschefs der Österreicher, der Obmanns-Stellvertreter

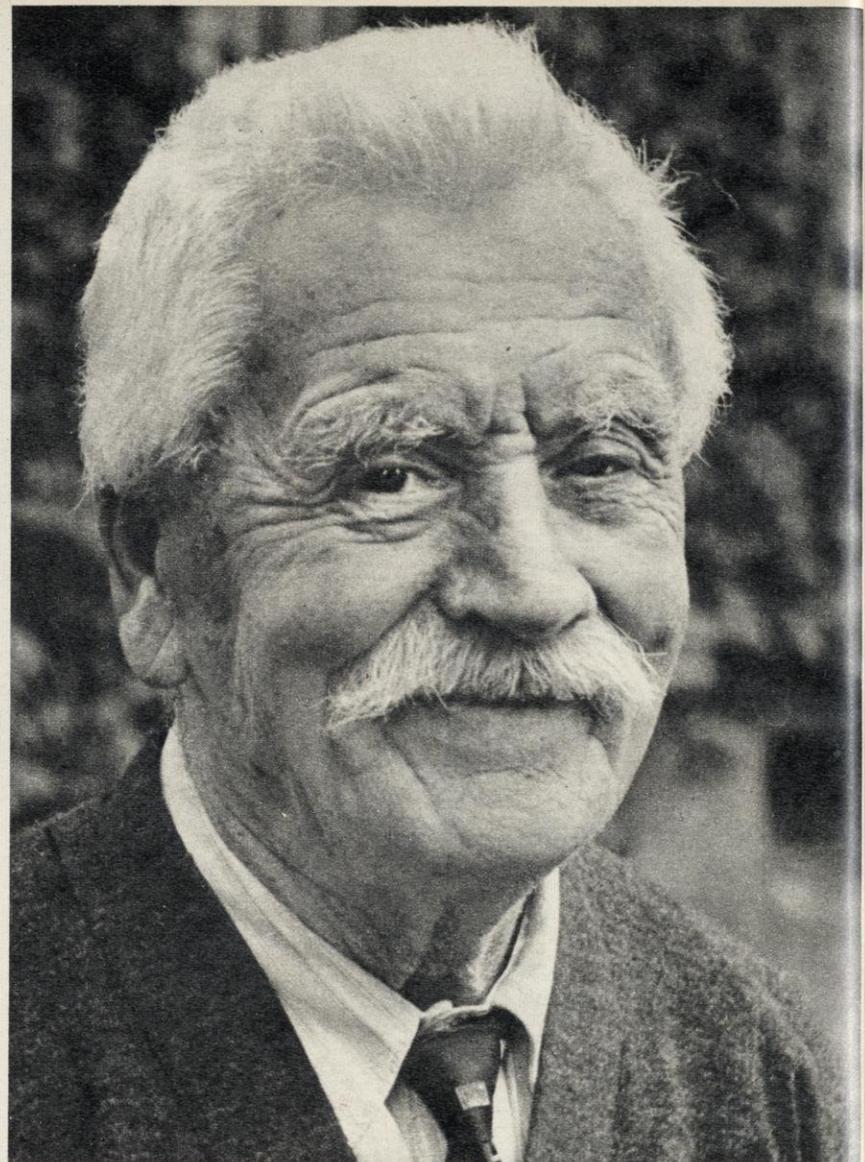


Kollegin aus der Bundesrepublik

(Stellv. Vors.) der Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs im Österreichischen Gewerkschaftsbund, Fritz Prechtl, und der Zentralsekretär der Gewerkschaft, Ernst Ulrich, waren bei Kälte und dann später auch bei Schneetreiben auf der Piste. Und ein Lob noch für die Leiter der deutschen Delegation, die Hauptvorstandsmitglieder der GdED, Franz Eichinger und Rudi Bühler, die trotz eines reifere Jahre ausweisenden Geburtscheins mit ihren Brettern auf den Hang gingen. (Für die Eingeweihten sei auch noch erwähnt, daß natürlich auch der Leiter der Abteilung Jugend und Berufsausbildung beim Hauptvorstand der GdED, Hans Hartmann, mit von der Partie war.) Aber was bedeuten die Namen, wenn es darum geht, daß sich Hunderte junger Leute treffen zu fröhlichem Tun, zum sportlichen Wettkampf, zum Erfahrungsaustausch an langen Abenden und zur gemeinsamen Ausgelassenheit beim Heimabend. So war das Jubiläumstreffen in Kaprun ein schöner Erfolg internationaler Jugendbegegnung. Schon werden Briefe gewechselt, um schweizerischen, luxemburgischen, österreichischen und holländischen Jungeisenbahnern Plätze bei den in diesem Jahre noch stattfindenden winterlichen Freizeit-Begegnungen der GdED-Jugend in Deutschland zu sichern.

W. S.





Mildtätigkeit ist gut und schön. Aber wo bleibt das

So einsam ist niemand in der großen Stadt wie diese beiden alten Menschen. Seit ein paar Stunden sitzen wir dem Ehepaar K. in seiner winzigen, peinlich sauberen Stube gegenüber. Eine ganze Weile haben wir gebraucht, um den Sinn unseres Besuches klarzumachen: Nachschauen, wie es geht. Eben das sind sie nicht gewöhnt. Wochenlang schellt niemand an dieser Tür!

Wie wir an die Adresse kommen? Auf dem Wohlfahrtsamt, Abt. Altenbetreuung, haben wir eine Kartothekkarte gezogen. Wahlos aus einer langen Reihe Betreuungsfälle. Jede Karte steht für einen alten Menschen oder ein betagtes Paar – alle auf die Wohlfahrt angewiesen.

„Was das heißt, von der Unterstützung leben müssen, wissen Sie ja“, sagt der Dreißigjährige. Der ehemalige Schiffssteward hat alle Schicksalsschläge erlebt, die typisch sind für seine Generation. Dreimal ausgebombt, zuletzt total. Verlust des Erworbenen und Ersparten. Schließlich von schwerer Krankheit überfallen.

Millionen ist es nicht anders ergangen. Doch während die meisten wieder auf die Beine kamen, blieben die Alten auf der Strecke. Das greise Ehepaar war nicht robust genug, um mit der Zeit fertig zu werden. Jetzt ringt der Mann jede Nacht mit dem Asthma, das ihm allen Mut zum Leben nimmt. Und nichts, gar nichts ist da, was ablenken könnte von der Furcht vor der Krankheit. Heiterkeit und Abwechslung fehlen ebenso wie das Obst und die gute, leichte Kost, die der Arzt verordnet hat.

285 Mark für alles, für die Wohnung, das Licht und die Heizung, für Essen, Kleidung, Versicherung und die Wäsche, die die alte Frau nach mehreren Operationen nicht mehr machen kann – das reicht nur zum Allernötigsten!

Da sind wir schon bei dem Problem, das viel mehr Alte drückt als man glauben möchte: die Vorstellung vom durchweg gesicherten Lebensabend stimmt noch längst nicht!

Einem großen, einem leider sehr großen Teil unserer in Ehren ergrauten Mitbürgern geht es materiell ausgesprochen schlecht. Alle in jüngster Zeit angestellten Untersuchungen haben das erschreckend bewiesen.

In Köln beispielsweise prüft das Städtische Sozialamt systematisch die Lebensbedingungen der 85000 Einwohner, die älter sind als 65 Jahre. Dabei stellte sich heraus, daß ihre wirtschaftliche Situation durchweg, insbesondere aber bei den alleinstehenden Frauen, ganz wesentlich schlechter war als man angenommen hatte. Nahezu die Hälfte der Alten besitzt nur ein Einkommen von weniger als 200 Mark monatlich. Fast alle haben nur eine Ein-Zimmer-Wohnung, ein möbliertes Zimmer oder sogar nur eine traurige Notwohnung.

Was solche Statistik im einzelnen bedeutet, sagt uns Frau K. „Mein Mann sehnt sich immer nach frischer Luft! Im Sommer hat er sich so sehr gewünscht, einmal mit dem Auto in den Wald zu fahren. Er hungert nach Sauerstoff. Sicher hätte ihm solch eine Fahrt noch einmal Freude gemacht. Aber es war nicht möglich.“ Wir denken an unseren Wagen vor der Tür. Wie oft können wir damit ins Grüne fahren! Müßte es nicht eine Kollektivscham der Jungen

und Gesunden geben darüber, daß wir es bis heute nicht fertigbrachten, die Alten an unserem Wohlstand und am Fortschritt teilnehmen zu lassen?

Für junge Menschen bedeutet eine unzureichende Wohnung mangelnden Komfort. Eine lästige Übergangsbeschränkung also. Für die Alten aber wird das Übel zur täglich neuen, hoffnungslosen Qual. Die K.'s beispielsweise hausen in einer zugigen Parterrewohnung, Gift für die mit allen rheumatischen Leiden geschlagenen Bewohner. Darum sind die beiden ständig auf der Jagd nach Wärme. Sie heizen schon, wenn andere Leute noch vor der Tür sitzen.

„Viel zu viel Geld geben wir für die Kohlen aus“, klagt Frau K. „In diesem Jahr haben wir Schulden machen müssen!“

Alle Wünsche des Mannes kreisen um eine warme Wollweste, wie er sie in besseren Zeiten besessen hat, und um richtig warme Unterwäsche. Aber aus eigenem ist an solche Anschaffungen nicht zu denken. Schon ein paar dicke Filzpantoffeln, die man sich leistete, waren nur unter Abstrichen am Notwendigsten zu verkraften. Der Monatsetat läßt keinen Spielraum.

Kreist bei den K.'s jeder Gedanke um das Geld, das nie ausreicht, so ist es bei Millionen materiell besser gestellter Renteneempfänger der Mangel an Pflege und Betreuung, der den Lebensabend vergällt.

Frau F. beispielsweise, die 75 jährige Witwe eines kaufmännischen Angestellten, steht nach der Auslandsheirat der einzigen verblei-

benen Tochter ganz allein. Die Rente in Höhe von 365 DM langt aus, wiewohl sie für ihr Zimmer mit Küche und Veranda in einem neueren Mietshaus 130 Mark bezahlt.

Was sie drückt und mit jedem Tag mehr ängstigt, ist das Bewußtsein, bald so hilflos zu sein, daß sie ihre Selbständigkeit aufgeben muß. Schon jetzt liegt sie halbe Tage zu Bett, Längst wäre sie pflegebedürftig. Immer häufiger verschiebt sie den Putz- und Waschtage. Immer öfter läßt sie das Kochen sein. Die wichtigen Hände können nicht mehr zugreifen. Der schmerzende Rücken mag sich nicht mehr bücken.

Nun läßt sie der Gedanke, was aus ihr werden soll, nicht los. Tausende warten auf einen Platz im Altersheim. Viele Sieche müssen den Tag herbeisehnen, an dem der Tod ein Pflegebett für sie freimacht. Denn den 130000 betagten Einwohnern der Millionenstadt, in der sie lebt, stehen ganze 4000 Plätze in den zehn städtischen Altersheimen gegenüber, von denen einige so alt sind, daß sie längst ausgedient haben sollten.

Doch Gevatter Tod ist langsam heutzutage. Die moderne Medizin hat ihm Halt geboten. Durchschnittlich zählen unsere großen Städte gegenwärtig viermal so viele Alte wie vor dem ersten Weltkrieg. Dabei steigt die Lebenserwartung weiter an.

Im Einzelfall freuen wir uns, daß Vater und Mutter länger unter uns weilen. Doch im Großen wollen wir das Problem, daß viel mehr Menschen sehr viel älter werden, nicht sehen. Sonst könnte es nicht geschehen, daß allein in dieser Großstadt laufend über 60000 Namen auf



Menschenrecht für unsere Alten ?

den Wartelisten stehen, während nur 700 Heimplätze jährlich frei werden!

All das weiß Frau F. Deshalb schnürt ihr die Angst das Herz ab. Die Pflegerin, die gelegentlich kam und schon einmal einen Behörden-gang oder ein Einkaufsgeschäft abnahm, ist seit Wochen bettlägerig. Kreislaufschaden infolge Überarbeitung! Und eine Vertretung gibt es nicht. Niemand will mehr dienen, niemand will mehr helfen.

So verkehrt sich die optimistische Sprache der Statistik mit ihrem Versprechen eines langen Lebens in Schrecken und Vorwurf. „Neuerstellte Einrichtungen können wegen Mangel an Pflegepersonal nicht in Betrieb genommen werden, bestehende müssen geschlossen werden oder sind nicht zu belegen!“ heißt es in der Denkschrift einer westdeutschen Stadtverwaltung. Und so ist es überall.

Niemals zuvor gab es so viele Alte. Und noch niemals so viele Einsame, die auf sich selbst angewiesen sind. Die Zahl der Betreuer aber nimmt sogar auf den Siechenstationen, wo die ewig Bettlägerigen auf die letzte Stunde warten, von Monat zu Monat ab.

Bis zum Krieg pflegten in den Altersheimen vornehmlich Ordensschwwestern. Heute fehlt auch ihnen der Nachwuchs. „Für zwei Ordensschwwestern aber müssen wir fünf weltliche Schwestern einstellen“, sagt man in den Heimen.

In den skandinavischen Ländern haben die gleichen Nöte den neuen Beruf der „Altenpflegerin“ geboren. Eine gut bezahlte Sozial-tätigkeit, die auch in Deutschland attraktiv werden sollte.



Ebenfalls nach skandinavischem Vorbild planen manche Kommunen bereits „Altenteile“ inmitten ihrer neuen Siedlungen. Das sind besonders bequeme Appartementshäuser mit preiswerten Kleinwohnungen nur für Mieter über Fünfundsechzig.

Weniger Pflegepersonal als im Altersheim kann hier mehr Hilfe leisten für alle jene, die noch rüstig genug sind, um unter günstigen Umständen die Selbständigkeit einige Jahre länger zu bewahren. Das überkommene Altersheim wird damit mehr und mehr zum reinen Pflegeheim, zur letzten Station der Betreuung. Die Frage: Wohin mit den Alten? bewegt die Fachleute seit langem. Ihre Planungen sind kühn und zukunftsweisend. Das Problem der „Vergreisung“ kann gemeistert, das Lebensglück des alternden Menschen gesichert werden.

Doch alle Lösungen hängen davon ab, daß die Allgemeinheit, daß die Jungen und Starken wieder zurückfinden zu jener Hochachtung und Anerkennung, die früher selbstverständlich war gegenüber grauen Häuptern.

Bloßes Wohlwollen genügt nicht. Auch mit den Millionenbeträgen ist es nicht getan, die in den öffentlichen Etats bereitgestellt werden müssen für die so lange verleugnete Aufgabe. Nur dann bleibt das kunstvoll bis ins hohe Alter verlängerte Leben lebenswert, wenn es sich in sozialer Selbstverständlichkeit und Fraglosigkeit entfalten darf!

W.

Fotos: Udo Hoffmann

Kunst aus Thailand



Das Rad der Lehre
mit kauender Gazelle
7.-8. Jahrhundert

Natürlich ist es kein Fehler, das Schauspiel, das man sehen möchte, vor seinem Theaterbesuch zu lesen oder zumindest dessen Inhalt zu kennen. Aber auch ohne dies „Vorstudium“ wird man von der Vorstellung beeindruckt werden, wenn Dichtung, Regie und Schauspieler in Ordnung sind und das Publikum die Bereitschaft mitbringt. Ähnliches ließe sich über den Konzertbesuch sagen. Besitzt man ein echtes „musikalisches Gespür“, so wird man von einem Klavierkonzert oder einem Chor – auch ohne musiktheoretische Bildung – berührt.

Wie steht es nun mit der Aufnahme von bildender Kunst, z. B. von Plastiken oder Maleereien? Anlaß zu dieser Frage gab der Besuch einer Gruppe 14- bis 15jähriger Schülerinnen im Wallraf-Richartz-Museum in Köln, wo in diesen Monaten Kunstschätze aus Thailand aus 14 Jahrhunderten gezeigt werden. Ohne Zweifel sind diese jungen Mädchen keine Ostasienexperten. Sie wissen zwar, daß Siam seit 1939 die offizielle Bezeichnung Thailand, d. h. „Land der Freien“ trägt und daß es sich um ein buddhistisches Königreich in Hinterindien handelt; irgendwann einmal haben sie diesen Staat im Geographieunterricht durchgenommen. Anlässlich der Ausstellungseröffnung durch den Bundespräsidenten fiel ihnen auch ein, daß Thailand und Deutschland vor fast genau 100 Jahren einen Freundschafts-, Handels- und Schiffsverkehrsvertrag abgeschlossen haben; vor allem erinnerten sie sich an den Besuch des thailändischen Herrscherpaares in der Bundesrepublik vor zweieinhalb Jahren – die entzückende Königin Sirikit war damals in aller Munde – und an den Gegenbesuch Dr. Lübkes. Aber was hilft dies „Wissen“ dem Betrachter beim Erlebnis der Kunstwerke?

In einer Schulstunde wurde der kleine Artikel über thailändische Kunst im „Bulletin“ der Kölner Museen gelesen und kommentiert, dabei zeigten einige Mädchen, daß sie eine Ahnung vom Buddhismus hatten; schließlich empfingen sie den Hinweis, Näheres über Land und Leute zunächst im Erdkundebuch oder im „Brockhaus“ nachzulesen, damit man beim ersten Besuch dieser vom Völkerkundemuseum Rautenstrauch-Joest organisierten Ausstellung nicht ganz im dunklen tappe. Selbstverständlich waren diese ganzen „wissenschaftlichen Vorbereitungen“ notgedrungen recht bescheiden, so daß die Mädchen letzten Endes wenig „vorbelastet“ ins Museum kamen.

Hätte ein größeres „Wissen“ ein tieferes Kunsterlebnis vermittelt? Vielleicht.

Andererseits kann man beobachten, daß sich bei der Jugend als Folge der Auseinandersetzung mit der modernen Kunst ein unmittelbares



Bodhisattva
Eine der schönsten Mahoqana-Bronzen
aus dem 9.-10. Jahrhundert

Mythisches Wesen, halb Frau,
halb Vogel. Gebäudefigur aus Holz.
18. Jahrhundert





Buddha aus Bronze. 16. Jahrhundert



Bronzeelefant aus dem 17. Jahrhundert

Verhältnis auch zu fremden Plastiken und Malereien leichter einstellt, daß z. B. rhythmische Formen, der Zauber des Materials, hier die antinaturalistische Sprache, die sparsamen Gesten und abstrahierten Gesichtszüge künstlerisch erstaunlich schnell nacherlebt werden.

Rades der Lehre symbolisiert, ferner Buddhas erste Predigt bedeutet (die Hände sind vor die Brust gehoben, die Finger so gehalten, daß sie das In-Bewegung-Setzen des Rades andeuten); auch das kreisförmige Zeichen auf der Stirn über der Nasenwurzel (Urna), eines der körperlichen Merkmale Buddhas, sei hier genannt. Natürlich muß man diese Zeichensprache irgendwann einmal gelernt haben, um ihre Bedeutung zu „verstehen“, doch die Art und Weise, wie die Arm- und Handbewegungen künstlerisch gefaßt sind, wird auch der Unwissende, dem allerdings ein musikalisches Empfinden zu eigen ist, erkennen. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen also die Buddhaplastiken, und der Religionsstifter – er lebte um 500 v. Chr., sein ursprünglicher Name lautete Siddhartha – erscheint auch in zahlreichen Malereien immer wieder. Aber auch die anderen Objekte gewähren einen tiefen Einblick in die Kultur Siams: die herrlichen Tanzmasken, die berühmten anderthalb Meter hohen Schattenspielfiguren aus Leder, die Tierdarstellungen, Keramik, Schmuck und Lackarbeiten und die Instrumente, in deren Raum man (von Tonbändern) fernöstliche Klänge vernimmt.

Die Kunst Siams ist von der Religion geprägt; das Hauptthema vornehmlich der Plastik ist die Buddhafigur, sitzend, stehend, seltener schreitend, hier und da liegend. Daneben dann noch mythische Gestalten, Götter, öfters Bodhisattva, jener Gläubige, der die letzte Erkenntnisstufe eines Buddhas noch nicht erreicht hat oder freiwillig darauf verzichtet, um dem irrenden Mitmenschen zu helfen. Dem buddhistischen Künstler sind also enge Grenzen gesetzt. Erfährt man dann noch, daß aus religiösen Gründen Haltung, Attribute und Handgesten für seine Göttergestalten weitgehend vorgeschrieben sind, so möchte man meinen, daß eine Ausstellung, in der stets dasselbe Thema und die gleichen Typen vorgeführt werden, auf die Dauer langweilig wäre.

Sicherlich ist eine Kunstaussstellung nicht dazu da, um allein ästhetische Genüsse zu vermitteln. Das beweist auch diese Veranstaltung mit allem Drum und Dran.



Löwen aus dem 13.-14. Jahrhundert. Torhüterfiguren aus Bronze

Das ist aber in der Schau „Schätze aus Thailand“, die zunächst in den USA gezeigt wurde und nun, um Objekte der jüngsten Ausgrabungen (1961) bereichert, in die Bundesrepublik kam und von hier nach London und Rom reist, keineswegs der Fall. Der buddhistische Künstler schafft nämlich aus seinem Gedächtnis, und in der Gestaltung der Kleidung und des Schmuckes hat er sogar eine gewisse Freizügigkeit, was in manchen Zeiten zu phantasievollem reichem Prunk führen kann.

Bundespräsident Dr. Lübke pries in seiner Eröffnungsansprache die traditionelle Freundschaft zwischen Thailand und Deutschland, und der Empfang, den der thailändische Botschafter Prof. Dr. Jayanama und Frau im Wallraf-Richartz-Museum gaben und an dem u. a. Gäste aus einem halben Hundert Staaten teilnahmen, hatte mehr ein politisches denn ein künstlerisches Gepräge. Ob jedoch der Weg von Mensch zu Mensch über die Kunst oder direkt über die Politik oder über beide beschritten wird, ist im Grunde gleichgültig. Hauptsache, man lernt sich kennen und schätzen und kommt sich näher, friedlich und verständnisvoll, denn das benötigen wir heute mehr denn je.

Andererseits – und auch dafür zeigt der moderne Betrachter ein feines Empfinden – geben die verschiedenen Werkstoffe wie Holz, Bronze, Stein, Stucco, Terrakotta, Gold, Elfenbein und Kristall auch bei gleichbleibenden Themen den Kunstwerken stets ein anderes Aussehen, einen anderen Ausdruck. War das der Grund, daß sich die Mädchenklasse, der wir vor den mannigfaltigen Statuen begegneten, keineswegs langweilte, ja, neugierig immer neue Entdeckungen machte? Hier die fein geschnittenen Augen und der fast modische Mund, dort die würdevolle Zurückhaltung, dann wieder ein intimer Ausdruck oder die Weisheit des „Erleuchteten“. Alles das wurde von diesem jungen Publikum richtig aufgenommen.

Günther Ott

Buddhakopf aus dem 14. Jahrhundert

Ein Hindernis bereiteten freilich die symbolischen Gesten und Zeichen, deren Bedeutung jedoch mehr auf religiöser als auf künstlerischer Ebene liegt. Wir nennen als Beispiele die Geste der Anrufung der Erdgöttin, für Buddhas gute Taten Zeugnis abzulegen (der rechte Arm ruht auf dem rechten Knie, die rechte Hand hängt herunter, die Finger berühren den Boden) oder die Geste, die das Anstoßen des

Fotos: Udo Hoffmann



Augenblicke in Norwegen

Von Werner Spanehl

Illustrationen: Joachim Braatz

Nachts, im Salon des Schiffes, das sich auf den Wassern der Ostsee nach Norden wiegen läßt, in diesem gähnenden Salon, dessen müde Unordnung sich vergeblich vor der gleißenden Neonröhre zu verstecken sucht, beginnen die auf den Tischen zurückgelassenen Gläser, die Whisky-, Gin-, Bier- und Limonadengläser plötzlich zu tanzen. Sie suchen des anderen Nähe, drehen sich im Rhythmus der Schiffsmotoren um die eigene Achse, schlittern zitternd aufeinander zu, schrecken bei der ersten Berührung klingend zurück, finden sich dann, reiben sich aneinander, bleiben klirrend zusammen, umkreisen sich kreisend in einem endlosen Walzer; andere, das sind die Einsamen, scheppern böse, hämmern mit ihren dicken Böden ohnmächtig auf die Tischplatte, aus betrunkenen Zitronenscheiben säuerliche Wacholderdünste ausstoßend. Auf dem Klavier, das von der ballonbusigen italienischen Sängerin vor zwei Stunden verlassen wurde, liegen zwei Rumbakugeln nebeneinander und halten die Erinnerung wach. Der blonde Junge auf dem grünen Sofa ist endlich eingeschlafen.

Auf Deck ist es feucht und kalt. Der Schiffsschornstein, von Scheinwerfern angestrahlt, gebärdet sich wie ein psychologischer Sonnenuntergang in einem Elisabeth-Taylor-Film. In der Nähe dieser Riesenorange leuchten die gleitenden Möwen, als ob Dufy sie gemalt hätte. Die Lichter der Küste sind nah. Der weiße Schaumstreifen hinter uns verliert sich in Richtung Kopenhagen. Vor langer, langer Zeit, nach dem Kalender müßte es gestern gewesen sein, habe ich dort ein zerbrechliches altes Haus gesehen, in dessen finsterem Eingang ein kleines Mädchen stand, das sich einen weißen Kaummifaden aus dem Munde zog. Der Photoapparat in mir hat sich das Motiv nicht entgehen lassen, jedoch liefert die Dunkelkammer mir jede Stunde neue Abzüge des Bildes. Der Kaummifaden wird immer länger, das Haus noch zerbrechlicher, der Eingang eine düstere Höhle; heute ist das Kleidchen des Kindes rosa-farben, es wird nicht so bleiben, gewiß nicht.

Auf diesem Schiff gibt es einen jungen Mann in blauer Tweedjacke, der ein Buch von Isaak Babel liest. Er liest es, wenn er am Tabakkiosk in der Schlange steht, er liest es im Salon, wenn die italienische Sängerin ihre Brüste hüpfen läßt, er liest es, wenn er im Gang auf seinem Koffer sitzt und alle Augenblicke die Beine anziehen muß. Als er in Kopenhagen das Schiff bestiegen hatte, stellte er sein Gepäck ab, setzte sich auf die nächste Bank und begann zu lesen. Während hagere Hafearbeiter in dunkelblauen Rollkragenpullovern mit tätowierten Armen schwarze Fässer verluden, zog er mit Budjonny's Reiterarmee durch die russische Steppe. Das Schiff aber fährt nach Oslo.

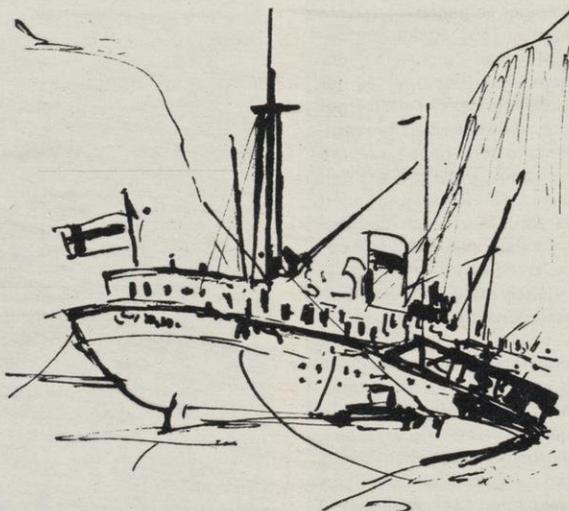
Oslo am Samstagnachmittag. Die Karl Johans Gate wirkt wie eine endlos lange Hängebrücke, die mit Regenschnüren an den schwarzgrauen Wolken befestigt ist. An dem einen Ende, im sprühenden Dunst des Regens, steht, auf einer kleinen Anhöhe, das Schloß, schimmert gelblich hinter einem dunklen Gerüst. Der König hat die Anstreicher im Haus.

In der Karl Johans Gate 41 brummt ein uralter Fahrstuhl unwillig über jeden Gast, den er nach oben befördern soll. Ein dunkler Korridor in der dritten Etage, eine Sperrholztür, die sich nur widerstrebend öffnen läßt, Bücherregale links und rechts, an die Decke stoßend, Bücher auf Stühlen und Hockern, Bücher auf der Fensterbank, dazwischen ein Schreibtisch, dahinter ein kleiner, zarter Mann mit weißen Schläfen und jungen Augen: Max Tau, der Menschenfreund. Er breitet die Arme aus. „Willkommen in Norwegen.“ Er hat uns ein Hotelzimmer besorgt, er hat uns eine Pension besorgt – „Keinen Dank, bitte, keinen Dank!“ – er nimmt seinen Regenmantel und eine große Reisetasche aus dem Schrank: „Kommen Sie, kommen Sie, wir gehen zu Blom, kennen Sie Blom?, müssen Sie kennenlernen, ein Künstlerlokal, dann gehen wir zu mir und trinken Kaffee, und dann“, er weist auf seine Reisetasche, „habe ich eine unangenehme Aufgabe vor mir; ich fahre aufs Land zu einem bekannten Schriftsteller und muß ihm sagen, daß sein Manuskript, ich hab's mit, schlecht ist und so nicht gedruckt werden kann.“ Er steht schon an der Tür, hat den Schlüssel in der Hand, verweilt, springt zurück ans Fenster, „schauen Sie mal!“, zeigt mit dem Finger auf einen Park, „sehen Sie das Denkmal, das ist Henrik Wergeland, auf seinem Kopf sitzt immer eine Taube, der norwegische Dichter, dessen Einfluß so groß war, daß die norwegische Verfassung auf seinen Wunsch geändert wurde. Die Bestimmung, die allen Juden den Aufenthalt im Lande verbietet, ist durch seine Initiative gestrichen worden, und ich sitze in diesem Zimmer, so viel Glück habe ich, und schaue jeden Tag zu ihm hinunter, und immer sitzt eine Taube auf seinem Kopf, Henrik Wergeland.“

So spricht Max Tau, der deutsche Jude, der das Land, das er verlassen mußte, immer noch liebt; der nach Kriegsschlüß

viele Mißverständnisse und Angriffe auf sich nahm, um den Norwegern zu erklären, daß es auch in Deutschland, trotz allem, gute Menschen gebe. Warum er nicht zurückgekehrt sei? „Weil ich mich verpflichtet fühle, in einem Lande zu bleiben, dessen Exilregierung mir gegen alle Gesetze im Kriege die Staatsbürgerschaft verliehen hat; weil ich hier in der norwegisch-deutschen Vereinigung, die auf meine Veranlassung gegründet wurde, für Deutschland wirken kann; weil ich mich in diesem Lande wohl fühle.“

Bei Blom trinken wir Rotwein, und der junge Max Tau (er ist erst 65) versprüht seine Einfälle wie ein Gärtner das kostbare Wasser. Man lebt auf dabei, zeigt sich anteilnehmend an Dingen, um die man sich sonst nicht kümmert. Alfred Polgars Wort: „Wo er hintritt, wächst Gras“, auf diesen Mann trifft es zu. Er ist über die Vorgänge in der Bundesrepublik erstaunlich gut informiert, schaut voller Sorge nach Bonn, ist mit vielem, was dort geschieht, nicht einverstanden, setzt seine ganze Hoffnung auf die deutsche Jugend, ist munter, munter wie ein Läufer vor dem Start, freut sich, daß Knut Hamsuns Werke wieder in Deutschland erschienen sind, „...hier hab' ich manchmal mit ihm gegessen“, erzählt von den deutschen Schriftstellern, für die er sich in Norwegen eingesetzt hat (größter Bucherfolg nach dem Kriege: Thomas Manns „Felix



Krull“), „...so, und jetzt gehen wir Kaffee trinken“. Wir fahren zu ihm nach Haus; er kocht Kaffee (in Norwegen kocht man ihn wirklich), wir betrachten Bücher und Bilder, mehrere großformatige von Sørensen, ein Porträt Gerhart Hauptmanns von Tore Hamsun, Skizzen von Max Liebermann, eine Zeichnung von Thomas Theodor Heine; Max Tau serviert Gebäck, Kaffee und Kognak, erzählt zu jedem Bild eine Geschichte, zeigt uns auf der Karte, wie wir weiterfahren müssen, hat zu Autos und Straßenkilometern ein Verhältnis wie andere Leute zur Literatur, nämlich gar keins, „...aber Sie werden es schon finden“, zieht seinen Regenmantel wieder an, „...ich bringe Sie noch zum Hotel“, tänzelt die Treppenstufen hinunter, blinzelt an den Regenschnüren hinauf, „...morgen wird das Wetter besser“, bringt uns bis zur Ecke, sagt uns, was wir in Oslo unbedingt noch sehen müßten, zieht seinen Hut, „...jetzt muß ich noch aufwaschen“, geht dann doch noch hundert Meter weiter, „...so, jetzt muß ich aber wirklich, sonst bekomme ich meinen Zug nicht mehr, auf Wiedersehen.“ – „Auf Wiedersehen, Max Tau.“

Im Hotel gibt es zum Abendessen ungefähr zwanzig verschiedene Gerichte: geräucherte, gekochte und marinierte Fische, Eier, Puddings, gedünstete Wirsing- und Blumenkohlköpfe, Torten, der Himmel mag wissen, wer das alles essen soll, auf jedem Tisch steht eine große Glaskanne mit Milch, dazu Preiselbeeren, Pflaumen, Kornflocken, Ölsardinen, Käse, Kaffee, der, weil er dauernd auf einer Gasflamme kocht, so heiß ist, wie man sich ihn in einem deutschen Hotel stets wünscht und nie erhält.

Draußen hat der Regen die Stadt endlich fallenlassen. Wir gehen noch in den Frogner-Park, um Vigelands Skulpturen anzusehen. Was ich sehe, ist ein überdimensionaler Briefträger Chaval, in dessen verschlungenen und ineinanderkriechenden Ornamenten mein Blick vergebens einen Halt sucht. Unter dem Kopf einer Kauernden suchen wir Schutz vor dem neuen Regen.

Arendal, an der Südküste

Wenn es Abend wird in Arendal, bevölkern die Cafés sich mit jungen Mädchen, das Café Gimle, das Café Centrum, das Café Jörgensen und das Café Liltved, und der Marktplatz glänzt feucht im letzten Lichte des Tages. Der Regen setzt nur noch einzelne Punkte auf die Pfützen seines Geplappers, wird müde. Auf dem Platze beginnt die Stunde der jugendlichen Flaneure. Im Café Gimle sitzen die Mädchen auf den Fensterplätzen und schauen hinunter auf ihre Bekannten und Freundinnen, die mit gesenkten Köpfen an den Ecken stehen, angstvoll darauf wartend, ob sich ihnen an diesem Abend endlich das Geheimnis offenbare. Mit unsicherer Keckheit schauen die jungen Burschen zu ihnen hinüber. Das Schweigen, das zwischen ihnen hin- und herschwingt, ist süß und klebrig wie Türkischer Honig. Flatterndes Blondhaar unter einem Himmel aus Zinn: Arendal am Samstagabend.

Gestern sind wir in Nørholmen gewesen. Auf dem großen asphaltierten Parkplatz vor dem weißen Holzhaus stehen zwei Volkswagen aus Bonn. Am Gartenzaun steht ein Opel-Kapitän aus Bremen. Im Garten arbeitet ein kleiner Junge.

Knut Hamsuns Haus

Arild, der zweitälteste Sohn des Dichters, führt uns durch die unteren Räume. Der Parkettboden des Salons ist aus Lillesand, die Möbel sind aus Paris, die Vasen aus ... Ich habe alles wieder vergessen. Ich stolpere durch die Zimmer und versuche mir vorzustellen, wie der störrische Mann hier gelebt hat. Meine Vorstellung mißlingt. Ich sehe Bilder, Möbel und glänzende Pokale, aber es läßt sich keine Verbindung zwischen ihnen und den „Mysterien“ herstellen. Keine. Zweihundert Meter hinter dem Haus, auf einem kleinen Hügel, steht die Klausel, die nach Hamsuns Entwurf gebaut wurde. Ein großer Raum mit einem Fenster. Vor dem Fenster steht der berühmte Tisch, mit runzligem Packpapier überzogen. Darauf, unter Glas, das Manuskript von „Der Ring schließt sich“. Er mußte damals seine schreibende Rechte schon mit der linken Hand führen, aber die Schrift ist gestochen klar und leserlich. „Pedantisch“, sagt sein Sohn. Links neben dem Tisch steht der riesige gußeiserne Ofen. Unter dem Tisch stehen die strohgeflochtenen Pantoffeln. Sonst sind nur Bücher in dem Raum. Ich nehme einen Band Conrad aus dem Regal. „Er mochte ihn nicht besonders“, sagt Arild, „er fand ihn humorlos.“ Ich denke an Hamsuns Intermezzo mit der Fliege, das hier stattgefunden hat (das Feuilleton, das er darüber schrieb, ist ein Musterbeispiel für seine Art von Humor), aber zu einer Fliege gehört ein Sonnenstrahl, und der Raum ist dunkel, und so mißlingt auch diese Vorstellung. Ich frage, ob viele Norweger das Haus besuchen. „Ja“, sagt der Sohn, „sie kommen jetzt wieder.“ Die Deutschen aber, meint er, hätten Hamsun noch nicht wiederentdeckt, obgleich der Paul List Verlag eine so schöne Ausgabe seiner Werke herausgebracht habe. Sie steht hier gleich zweimal im Regal, einmal in Leinen und einmal in Leder gebunden. Dort stehen auch russische Ausgaben seiner Werke. Mir fällt ein, daß auch Lenin Hamsun gelesen und gelobt hat. „Wo war eigentlich die Gerichtsverhandlung?“ – „In Grimstad“, sagt Arild. „Wenn Sie dorthin fahren, können Sie auch die Apotheke besuchen, in der Ibsen gelernt hat.“

Ibsens Apotheke

Ja, wir wollen diese Apotheke besuchen. Man hat Ibsens Speisezimmer aus seiner Osloer Wohnung hierher transportiert. In der einen Ecke steht ein dreieckiger Wandschrank mit einer Glastür. Darin hängt auf einem Kleiderbügel ein grüner Stoffmantel. Auf dem Boden stehen ein Regenschirm, eine Hutschachtel, auf der ein schwarzer Zylinder liegt, und schwarze Schnürschuhe mit halbhoher Absatz. Der eine Schuh hat seinen Schnürsenkel noch, der andere nicht mehr. Ausgetretene Schuhe, wenn sie allein stehen, sehen immer traurig aus. Diese hier, in Verbindung mit dem Zylinder und dem Regenschirm, wirken wie eine Anklage gegen die Gesellschaft. In einem anderen Raum steht ein wackliger, wurmstichiger Tisch. Hieran soll Ibsen sein erstes Drama, „Catiline“, geschrieben haben. Ein zahlloser Mann erklärt uns, auf dieser Holzbank habe Ibsen geschlafen, in dem Bett dahinter der Apotheker. In einer Vitrine liegt das Zeugnis des Abiturienten Ibsen. „Gute Noten“, denke ich, „verdammte gute Noten“, aber eine handtuchschmale Norwegerin, die sich neben uns über das vergilbte Papier beugt, kann ein Lachen nicht unterdrücken. „Ist nicht gut“, sagt sie. „Na, na.“ Der zahllose Mann führt uns vor einen Tisch, auf dem ein dickes Buch liegt. Hier sollen wir unsere Namen hineinschreiben. Mal sehen, wer denn heute schon dagewesen ist. „Rosa Hamsum“ steht da, eine kindliche Schrift, „skoleelev“, entziffere ich, das könnte „Schülerin“ heißen, ein Ire hat sich eingetragen, ein Israeli und eine Krankenschwester aus Berlin. Ibsens Apotheke. Schräg gegenüber ist ein Café mit einer Musikbox, die deutsche Schnulzen ausspeit. So ist das heute in Grimstad.

In Fjellstølen, auf einer Hochebene von erschreckender Einsamkeit, mit Schneebergen in der Ferne und vereisten Pfützen unter den kalten Füßen, empfingen uns zwei irische Setter, die aus dem Holzhaus gesprungen kamen, um uns zu begrüßen. Die nervöse Sanftheit dieser Tiere ließ mich für einen Augenblick mein Heimweh vergessen. Inmitten einer Landschaft, die mir Furcht einjagte, waren sie, obgleich doch gerade hier zu Hause, Sendboten einer grenzenlosen Geborgenheit. Ich konnte sie streicheln, mich mit ihnen unterhalten; sie reagierten so, wie alle verwöhnten Hunde in aller Welt reagieren. Mit Katzen ist das anders; diese rätselvollen Geschöpfe verstärken das Gefühl der Fremdheit in uns. Wir sind ihrer schon in den eigenen Wänden nicht ganz sicher, in der Ferne aber machen sie uns mutlos.

Als ich die geöffnete Reisetasche auf den Boden gestellt hatte, steckten die Schwarz-weiß-Gescheckten sofort ihre Schnauzen hinein. Irgendwo, zwischen Schlafanzug und Wäsche, lagen zwei Tafeln Schokolade. Aus dem Kamin des Holzhauses stieg Rauch in den klaren Abendhimmel. Dieser aufsteigende Rauch und die beiden schnuppernden Hunde waren die einzigen Lebenszeichen, die ich weit und breit entdecken konnte. Mir war bekommen zumute wie nie zuvor auf einer Reise. Am liebsten hätte ich mich in den Wagen gesetzt und wäre gefahren, gefahren, gefahren. Aber Oslo war weit. Und außerdem



waren wir angemeldet. So konnte ich nur die Setter streicheln, immer wieder, immer wieder.

Der Besitzer des Hotels sprach deutsch. Während des Abendessens ging er von Tisch zu Tisch und lud die Gäste zu einem Kaffee ein. Wir saßen dann vor einem großen Kaminfeuer und knabberten Gebäck zu unserem Kaffee. Wir schwiegen und betrachteten uns verstohlen. Der Besitzer kam und machte uns miteinander bekannt. Wir setzten uns dann wieder, schauten in die prasselnden Holzscheite und nippten von Zeit zu Zeit an unserem Kaffee. Die Setter lagen nicht in meiner Nähe. Als der Zeitpunkt gekommen war, sich für eine von zwei Möglichkeiten zu entscheiden, richtete eine elegante Dame, die über ihrem braunseidenen Kleid einen Nerzumhang trug, die erste Frage an mich.

„Sie sind Deutscher?“ Ihre Stimme klang freundlich. Ich antwortete so unbefangen wie möglich, aber ich fühlte mich nicht wohl.

„Sie sind zum erstenmal in Norwegen?“

„Ja, zum erstenmal.“

Kurzes Aufleuchten der Augen, dann, zu der alten Dame, die links neben mir saß, stumm, schon die ganze Zeit: „Sie sprechen doch auch deutsch.“

„Nein“, sagte die alte Dame, „ich habe es vergessen.“

Die Aussprache und Grammatik dieses Satzes waren gleichermaßen einwandfrei.

„Na, hören Sie“, sagte die Dame mit dem Nerzumhang.

„Ich habe es nicht vergessen“, wandte die alte Dame sich an mich, „ich habe Hemmungen, deutsch zu sprechen; können Sie verstehen, daß ich Hemmungen habe?“ Wie immer sie dies gemeint haben mochte, ich bestätigte ihr, daß ich es verstünde.

„Ich bin lange in Dresden gewesen“, sagte die alte Dame,

„oh, Dresden war schön, damals, vor dem ersten Weltkrieg.“

Nach einer Pause, wohl, um mir etwas Nettos zu sagen: „Willy Brandt ist jetzt in Norwegen; ich habe ihn gehört im Radio, ein guter Mann, ein sehr guter Mann, aber er ist von der Arbeiterpartei.“ Mit starker Selbstironie in der Stimme fügte sie hinzu: „Ich bin eine alte Aristokratin.“ Das löste in der Runde wohl-

wollendes Gelächter aus. Fünf Personen lachten sofort. Vier lachten, nachdem der Hotelbesitzer ihnen die Worte übersetzt hatte.

Wir lachten dann noch oft an diesem Abend, der sich bis in die Nacht hinein fortsetzte. Eine Unterhaltung, die sich unter dem Einfluß des Alkohols (wir tranken Whisky) zusehends lockerte. (Die alte Dame suchte ein deutsches Wort und war glücklich, als sie es gefunden hatte. „Ich bin beeschwipst“, sagte sie.) Und doch gab es Augenblicke, die uns alle schlagartig ernüchterten, die uns zeigten, wie groß die Mühe war, die wir uns alle gaben. Solch ein Augenblick kam, als der Name Speidel fiel.

„Wir haben ihn hier genossen“, sagte ein älterer Herr, pensionierter Direktor einer Fabrik in Oslo. Als er es gesagt hatte, war die Stille groß. (Meine Gedanken jedoch sprangen in dieser Sekunde zurück nach Fontainebleau, wo ich, mit anderen Journalisten, im Januar dieses Jahres gewesen war, um mich bei der NATO umzusehen. Alle höheren Offiziere, die Engländer, Amerikaner, Franzosen und Kanadier, kamen und gingen, ihre Vorträge waren betont zivil gehalten, und der Engländer machte einige Understatement-Scherze. Als Herr Speidel kam, stand ein deutscher Offizier an der geöffneten Tür und schrie: „Der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte in Europa, Herr General Speidel!“ – und da in diesem Augenblick nur zwei Bundestagsabgeordnete und einige Journalisten in dem kleinen Saal saßen (einige Offiziere hatten sich an der Tür aufgestellt), fragte ich mich, für wen er seinen Spruch, den ich hier sicher unvollständig wiedergegeben habe, eigentlich gebüllt hat. Für wen?)

Es kam der Augenblick, wo die Dame mit dem Nerzumhang, eine Juristin am obersten norwegischen Gericht, ihr Glas hob, um mit mir anzustoßen. „Sie sind ein Deutscher“, sagte sie, „und doch trinke ich mit Ihnen.“

Danach und dazwischen lösten wir den Knoten verhältnismäßig schnell wieder auf. Die Damen setzten sich zusammen und entwarfen eine neue Reiseroute für uns, die unseren ursprünglichen Plan völlig über den Haufen warf. Wir sollten nach ihrem Willen die eindrucksvollsten Landschaften Norwegens kennenlernen. Die Route wurde an Hand von Karten und Büchern bis ins Detail entworfen, Sehenswürdigkeiten, Hotels, Tageskilometer, Schiffsverbindungen, alles dies wurde aufgeschrieben und dann – „... es ist zu schlecht geschrieben“ – noch einmal geschrieben. Es war eine einstündige Arbeit.

Die alte Dame erzählte von ihrer Zeit in Deutschland. Sie war noch heute begeistert, 73jährig. Es war ein guter Abend, und die beiderseitige Herzlichkeit war die beste, die zu erreichen war. Und doch legte ich mich hinterher traurig ins Bett. Der Teufel hole den Rucksack, den unsere Altvorderen uns da für alle Zeiten aufgebürdet haben. Aber er wird ihn nicht holen. Wir werden diesen Rucksack mit uns herumschleppen und damit in allen Häusern des Auslandes Porzellan von der Kommode stoßen. Wenn man so ein unförmiges Ding auf dem Buckel trägt, kann man sich drehen und wenden, wie man will. Irgendwo stößt man immer an. In den Unterhaltungen zucken wir zusammen wie Schulbuben, die man beim Apfelstehlen erwischt hat.

Wenn ein norwegisches Auto uns auf der schmalen Straße entgegenkommt, nimmt der Fahrer, in Sichtweite, die rechte Hand vom Steuerrad, hebt sie, als lässig-liebenswürdige Andeutung eines Grußes, ein wenig in die Höhe und fährt so an uns vorbei. Das ist so ungewohnt, daß ich in der Handbewegung zuerst ein Warnsignal sehen will. Aber es wiederholt sich, und ich bin ohnehin gewarnt. Ich habe die mitteleuropäischen Maßstäbe eines durchschnittlich rücksichtslosen Autofahrers zwar noch im Kopf, nicht aber mehr im rechten Fuß, der das Gaspedal bedient. Ich fahre langsam. Alle fahren hier langsam. Wenn man sich auf schmalen gewundenen Straßen ständig vor abgründigen Fjorden, schäumenden Wasserfällen und satanischen Schluchten retten muß, gibt es gar keine andere Möglichkeit. Das Heben der rechten Hand, so es mir im richtigen Zeitpunkt gelingt, kommt einer bestandenen Prüfung gleich. Seht nur, wie ich fahren kann!

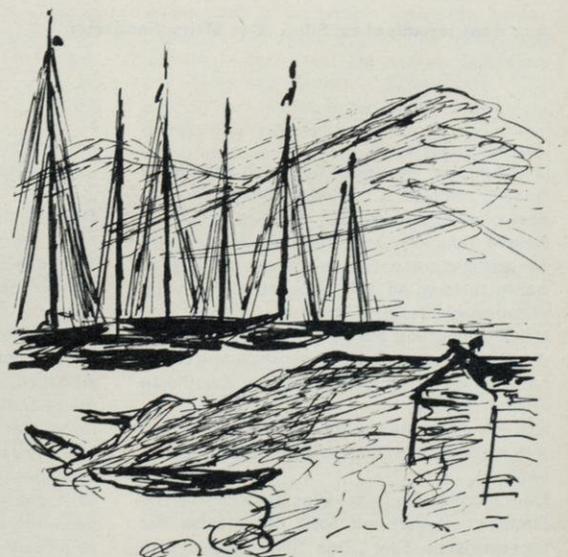
Die Norweger müssen ihrer selbst sehr sicher sein, denn sie lieben die Einsamkeit über alles. Da fahren wir jetzt schon stundenlang über eine von Salvador Dali entworfene Hochebene. Ich habe eine solche Landschaft, die sich meiner Beschreibung entzieht, bisher nur im Traum gesehen. Ich möchte hier keine Minute verweilen und fahre deshalb schneller, als ich eigentlich dürfte. Unter einem unsagbar verküppelten Baum steht ein Zelt; vor dem Eingang knistert ein Feuerchen; am Wasser steht ein kleiner Junge und angelt. Dann kommen viele Kilometer lang Gespensterbäume und bemooste Steine, und dann steht da plötzlich wieder ein Zelt. Und mit den Häusern ist's ähnlich. Da steht ein rotes Holzhaus auf halber Höhe des Berges, und das nächste steht einhundert Meter höher, und das dritte steht auf dem Gipfel. Und nirgendwo sehe ich einen



Menschen, aber plötzlich, in einer dieser tödlichen Kurven, stehen auf einmal drei Bergziegen vor unserem Wagen, kennen keine Scheu; eine springt auf den Kühler, rutscht wieder ab, die beiden anderen schauen zum Wagenfenster herein, versuchen sich hindurchzuzwängen, belecken alles, was ihnen vor die Zunge kommt. Und dann wird es plötzlich Abend, das Licht wird grau, das Wasser des Fjordes schwarz. Der Motor des Wagens brummt, die Straße steigt, die Scheibe beschlägt, Kurven, Kurven, die Scheinwerfer finden keinen Halt in der Luft, kein Ende zu sehen, kein Haus zu sehen, brummen, suchen, sich konzentrieren, die Dunkelheit wächst, die Kälte wächst, die Ratlosigkeit wächst. Doch da, plötzlich, rechts von der Straße, sind Lichter. Ein großer Fiat aus Rom steht im Hof. Drinnen, in der Hütte, sitzen die sechs Italiener alle an dem großen Ofen. Wir stellen uns gleich dazu, lächeln uns an, betrachten uns voll unverhohlener Sympathie, eine Gemeinsamkeit verbindet uns; uns friert. Überall im Hause flackern Petroleumlampen, Eier brutzeln in der Pfanne, der Kaffee ist heiß und bitter, dies ist der rechte Ort, um eng zusammenzurücken.

Am nächsten Morgen zieht die Sonne mit ihrem strahlendsten Glanz in die Schlacht, um die Kälte zu besiegen. Um elf Uhr drehen wir im Wagen die Heizung ab. Um zwölf halten wir auf einer grünen Wiese. Eine Ortschaft ist nicht in der Nähe. Die Wiese wird auf der einen Seite von der Straße, auf der anderen Seite von einem grünen See begrenzt. Mitten auf der Wiese steht eine Schaukel. Wer sie dort hingestellt hat, weiß ich nicht; warum sie hier steht, weiß ich auch nicht; daß aber eine Schaukel auf einer grünen Wiese so etwas wie die Erfüllung eines Kindertraumes und somit eine herrliche Sache ist, das weiß ich.

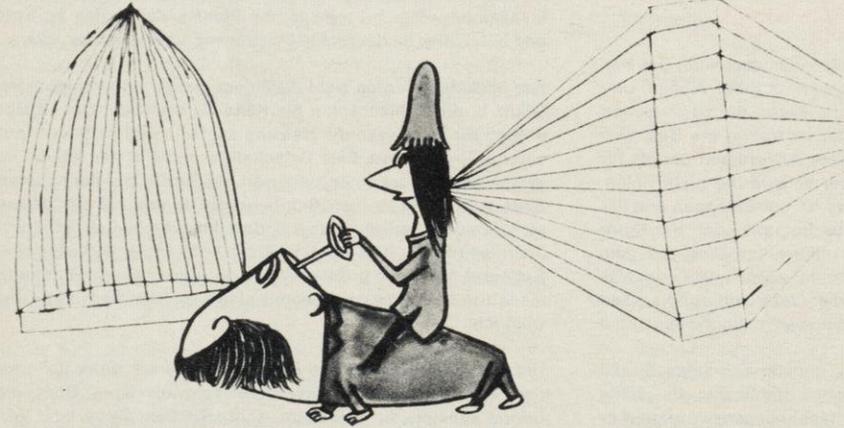
Wir schaukeln. Vertrautes Ächzen des Holzes unter der Last der Seile, der Popo verrutscht auf schwankendem Brett, die Sonne scheint, die einsamen, schrecklichen Berge sind vergessen, der See ist freundlich. Wir schaukeln. Morgen werden wir nach Hause fahren.



Oberhausen rief, und alle, alle kamen!

Bericht über die
IX. Westdeutschen Kurzfilmtage
Von Philipp Wiebe

Sie waren wieder dabei, die Regisseure, Produzenten und Journalisten aus Polen, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, der Tschechoslowakei, der UdSSR und der DDR. West und Ost begegneten sich in diesem Jahr in der neuen, ungemein zweckmäßigen und geschmackvollen Stadthalle Oberhausens. Ich kenne keinen Treffpunkt von ähnlich sympathischer Beschaffenheit! Wie in jedem Jahr wurden die zahlreichen Gäste von der gescheiten Oberbürgermeisterin Luise Albertz begrüßt.



Aus dem japanischen Film „Der Menschengarten“

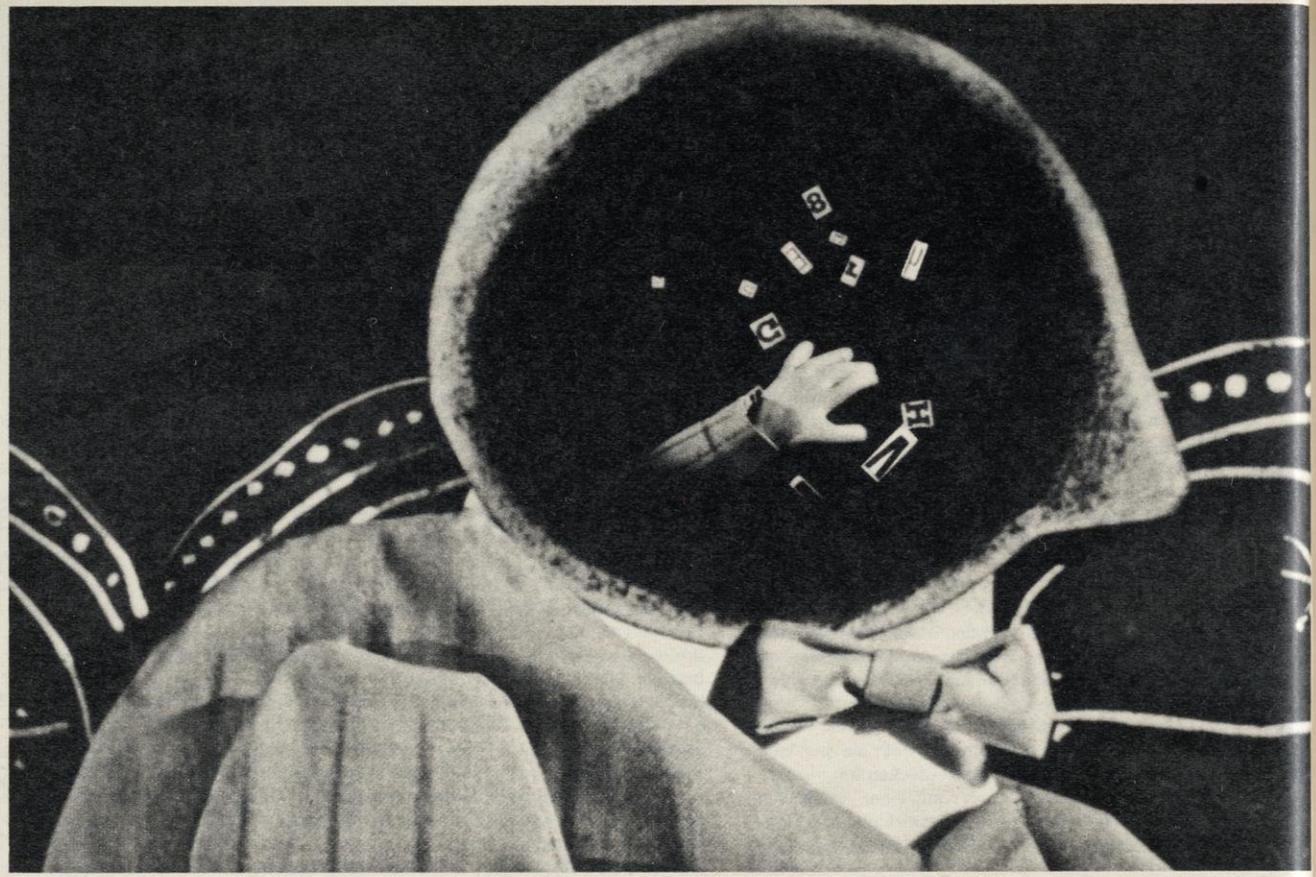
Und dann ging's los. Das Angebot war vielseitig, doch konnte die Qualität nur selten zufriedenstellen. Verwunderlicherweise bezeugten die Regisseure in diesem Jahr eine besondere Vorliebe für gefilmte Nacht und gefilmtes Wasser. Viele Filme waren zu lang, so daß manches gute Thema vertan wurde. Nun, nicht in jedem Jahr ist eine Niveauförderung möglich. Es brauchte allerdings nicht sofort einen Niveaurückgang zu geben, wie wir es bei den deutschen Kurzfilmen erleben mußten. Hier die ausgezeichneten Filme: Polen erhielt den Preis für das beste Länderangebot. Den „Großen Preis der Westdeutschen Kurzfilmtage“, dotiert mit 5000 DM, bekam der jugoslawische Film „Das Spiel“ von Dusan Vukotic.

„Labyrinth“ von dem berühmten polnischen Regisseur Jan Lenica wurde der Preis für den besten Experimental-Film zugesprochen. Je einen Trickfilm-Preis nahmen Ungarn für „Duell“ und die Tschechoslowakei für „Leidenschaft“ mit nach Hause. Je einen Dokumentarfilmpreis erhielten Polen für „Unter Menschen“, Kanada für „Lonely Boy – Paul Anka“ und Frankreich für „Twist Parade“.

Der „Preis der internationalen Filmkritiker“ fiel

an die Tschechoslowakei für den Puppenfilm „Die einleitenden Worte spricht...“

Daß die deutschen Filme keinen Preis bekamen, mag gerecht sein, wenn mir auch der Zeichentrickfilm von Wolfgang Urchs „Die Pistole“ preiswürdig erschien. Daß jedoch der dänische Regisseur Jorgen Roos für seine Filme „Hamburg“ und „Wir hängen an einem Draht“ nicht ausgezeichnet wurde, ist mir unerklärlich. Meiner Ansicht nach lieferte Roos die besten Kurzfilme des gesamten Programms. Roos, der für seinen Kopenhagen-Film den amerikanischen „Oscar“ bekam, hat mit „Hamburg“ einen Städtefilm gedreht, dessen Witz und Ironie von bestem Geschmack zeugen. Den Hamburger Senat, der den Auftrag zu diesem Film gab, kann man zu seiner Wahl nur beglückwünschen!



Der tschechische Puppenfilm „Die einleitenden Worte spricht...“ erhielt den Preis der internationalen Filmkritiker

Natürlich hörte man wieder den Ruf nach staatlicher Subventionierung der deutschen Filmindustrie. Der Eröffnungsredner zum deutschen Programm schloß mit den Worten: „Wir fordern einen Grünen Plan für die deutsche Filmwirtschaft.“ Dazu mein Kommentar: Ich bin dagegen! Deutsche Filmschöpfer pflegen sich mit Vorliebe darauf zu berufen, Film sei Kunst. Wenn dem so sein sollte, woran nach der Besichtigung des deutschen Programms Zweifel bestehen, wäre die Forderung nach Subventionen absurd. Wer das Risiko scheut, das sich zwangsläufig aus jeder künstlerischen Tätigkeit ergibt, sollte Kartoffeln anbauen, da kann er dann vom Grünen Plan profitieren. Zum Wettbewerb in Oberhausen war nicht zugelassen worden: „Machorka-Muff“, ein Film nach Heinrich Bölls Satire „Hauptstädtisches Journal“. Der junge französische Regisseur des Films protestierte dagegen mit törichten

Handzetteln, auf denen er der Auswahljury undemokratisches Verhalten vorwarf. Die Tagungsleitung verwahrte sich gegen diesen Vorwurf und zeigte den Film außerhalb des Programms. Und in der Tat: der Film ist schlecht. Erich Kuby, der einen General darstellt, mag ein guter Redner sein, doch schauspielerisches Talent besitzt er nicht. Regie und Aufnahmetechnik demonstrierten blanken Dilettantismus. Wenn dieses Filmchen trotzdem Applaus erhielt, so lag das lediglich an den brillanten, satirischen Texten von Böll. Zum Schluß noch einen Dank an die Initiatoren dieser wichtigen Kurzfilmtage, an Will Wehling und Hilmar Hoffmann. Im nächsten Jahr werden sie uns zum zehntenmal mit den Filmleuten aus Ost und West in Kontakt bringen. Diese beiden, immer noch jungen Männer tun mehr für die internationale Verständigung als die meisten deutschen Politiker.

Aus dem tschechischen Trickfilm „Leidenschaft“, der den Preis für Trickfilme erhielt



... alle Scheiben im Schrank?

Wollt Ihr Euch Platten in den Schrank legen, dann haben sicher nur wenige von Euch den Wunsch, ein Museum einzurichten. Trotzdem sollte man sich auch nicht gerade die „Scheiben“ kaufen, die sowieso aus jeder Juke-Box dröhnen. Denn das ist nun mal das Schicksal fast aller Schlager, daß sie nur ein paar Monate leben.

Daß das so ist, liegt an der „Masche“. Schlager zu produzieren ist ja keine Sache künstlerischen Geschmacks, sondern geschäftlichen Riechers für das, was „ankommt“. Und hat eine Schlagermasche einmal „hingehauen“, dann wird sie gleich dutzendfach kopiert, bis sie „totgeritten“ ist.

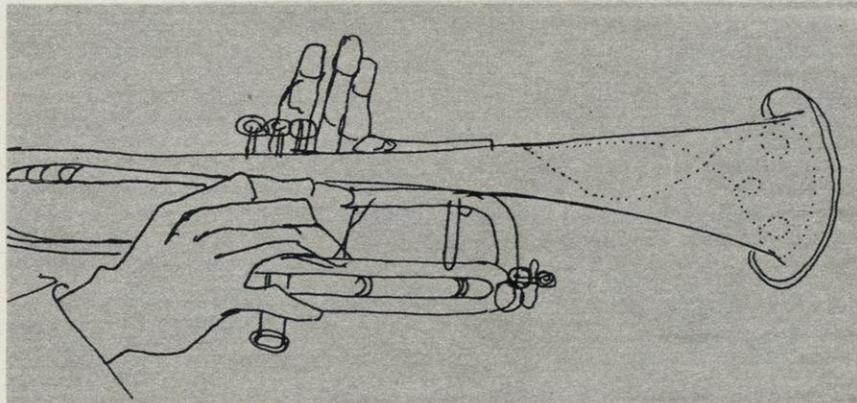
Hier sollen nun einmal ein paar Jazzplatten vorgestellt werden, die Urbilder für ein paar Maschen abgeben. Aber erstaunlich ist: Die Urbilder selbst sind noch so frisch wie eh und je. Da ist z. B. in der Gold-Standard-Serie von RCA Lionel Hamptons „Central Avenue Breakdown“ von 1940 erschienen (447-0162), Vorbild für alles, was „heiß“ an Rock 'n' Roll und Madison ist.

Ähnlichen Rhythmus hat auch „Sweethearts on Parade“ von Lionel Hampton auf der RCA-EP „Open House“ (9665). Wer hier wirklich darauf achtet, wie der Tenorsaxophonist Chu Berry mit seinen Melodiephrasen den Rhythmus unterstützt, wie er immer und immer neue Einfälle hat, der gewinnt die Erfahrung, daß ihm die Platte von Mal zu Mal mehr gefällt. Und das unterscheidet so ein Stück eben vom Schlager.

Auch die Chris Barber-Papa Bue-Masche, die z. B. mit Brunswicks EP „Eggy Ley's Jazzmen with Benny Waters“ (10818) immerhin noch einen abwechslungsreichen Vertreter hat, geht auf Vorbilder zurück, die sich mit mehr Berechtigung Jazzmusiker nennen können. Wer sich etwa die Heliodor-Langspielplatte „A Visit to New Orleans“ kauft (474012), der wird über kurz oder lang merken, daß Franz Jackson mit seinen Leuten, die fast alle über die Fünfzig hinaus sind, frischer spielt als die meisten Jungen. Besonders erfreut noch die

Atmosphäre des Kellers, aus dem die Aufnahmen stammen.

Übrigens ist in Philips' Classic-Jazzmasters-Reihe jetzt auch das Urbild all dieser Oldtime-Platten erschienen: „First Jazz Recording 1917“ (436000 A-JE), also die ersten Jazztitel, die je in Schellack gepreßt wurden. Aber Vorsicht! Das ist eine Platte für Liebhaber: Sie ist noch vor dem Grammophontrichter eingespielt, und das klingt unseren stereoverwöhnten Ohren zunächst etwas seltsam. ---



Zeichnung: Rosemarie Blank

Wen Bill Ramseys krimilesende Mimi begeisterte, der wird natürlich auch dem rauhehligen „Satchmo“ auf die Dauer Geschmack abgewinnen können, von dem auf der LP „Armstrong's Greatest Years“ (Odeon 83316) 14 seiner bedeutendsten frühen Aufnahmen wieder neu aufgelegt sind. Und wen dabei die Aufnahmetechnik der 20er Jahre stört (die allerdings augenblicklich wieder besonders beliebt sind), der kann den noch stimmächtigeren Jimmy Rushing auf der Fontana-Langspielplatte „Brubeck and Rushing“ (682090 TL) hören, wobei er noch das besondere Vergnügen genießt, den Kontrast zwischen dem voluminösen Gesang und dem melodios improvisie-

renden Dave-Brubeck-Quartet auskosten zu können. Wenn er aber lieber ein dickes Orchester im Hintergrund hat, dann kann er auf der neuen Reprise-LP „Spoon“ (R-2008) Jimmy Witherspoon schätzen lernen, der bei aller Rauheit und Stimmfülle manchmal jenen butterweichen Ton anschlagen kann, der trotz alledem noch männlich ist. ---

„Auch du hast dein Schicksal in der Hand“, krährte einst stereotyp unser deutscher Berufs-

kann – wenn man nicht vielleicht des harmonischen Reichtums der Stücke wegen lieber zuhört. ---

Wovon schließlich unsere modernen Schlager in Instrumentation und Satztechnik mehr und mehr beeinflusst werden, das zeigen Jazzplatten, die z. T. schon mehr als zehn Jahre alt sind, in Reinkultur. Hier will ich zunächst einmal die auf einer United Artists-LP herausgebrachte Filmmusik zu dem Antitodesstrafenfilm „Laßt mich leben!“ erwähnen, die unter dem Titel „The Jazz Combo From I Want to Live“ (69004) zu kaufen ist und auf der Gerry Mulligan und andere Moderne die Atmosphäre des Films vor uns erstehen lassen. Das tut aber auch das „Modern Jazz Quartet“, das in der United Artists-Reihe The Jazz Portrait (68004) zwei Stücke aus der Musik zu dem Kriminalfilm „Wenig Chancen für Morgen“ zu Gehör bringt und dessen dezenter und gepflegter Klang in Deutschland bisher zwar manchen Nachahmer, aber keinen auch nur annähernd gleichwertigen, auf den Plan gerufen hat. In derselben Reihe erschien übrigens auch das „Art Farmer Tentet“ (68003), das mit dem vollen, aber herben Klang seiner acht Blechbläser vielleicht am besten geeignet ist, einen jungen Menschen, der zuzuhören bereit ist, zu einem Freund des modernen Jazz zu gewinnen. ---

Wer „alle Scheiben im Schrank“ haben will, die das Aufbewahren wert sind und die er nicht nach einem halben Jahr flach über das nächstbeste Gewässer scherbeln möchte, der braucht dazu eine Schrankwand. Aber hier habe ich wenigstens ein paar Titel genannt, die einen Grundstock bilden könnten. Und wenn die LP's (Langspielplatten) zu teuer sind, der kann Auszüge aus ihnen meist auch als 17-cm-Platten (EP's oder Singles) kaufen. Man muß sie freilich meist erst bestellen. Deswegen habe ich Euch auch hier die Bestellnummern gleich (in Klammern) mitnotiert.

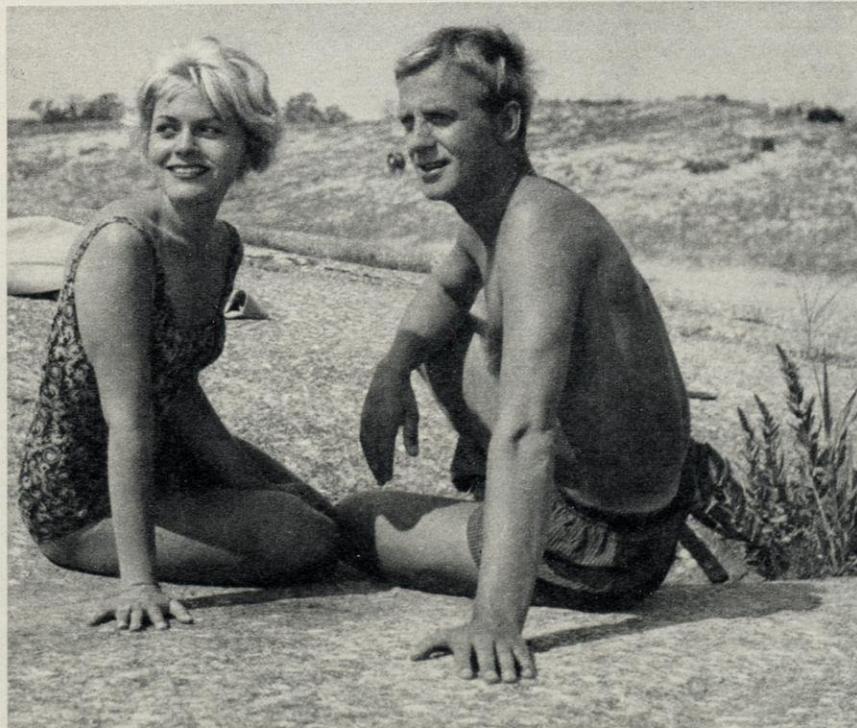
Herzlichst,
Euer Meggs.

Engel-gibt's die?

Filmschweden konnte trefflicher kaum den Auftakt zum Frühling anstimmen. Eine Herz und Gemüt gleichermaßen wundervoll belebende Sinfonie in einzigartiger Buntheit und Lebensfreude, deren Hauptmotiv, eine Liebesbegegnung zweier junger, unverdorbenen Menschenkinder auf- und durchklingt.

„Es war einmal“, so fangen viele Märchen an, „Es war einmal“, so könnte auch dieses moderne Filmmärchen anfangen. Nämlich: Es war einmal ein liebenswertes Muttersöhnchen, dem die Mutter starb und das nun ihr Erbe durchbringen konnte. Jan lag, wenn er nicht gerade aß, schlief oder segelte, auf der Couch und las. Bis ihm eines Tages zufällig das Buch „Der Weg zum Erfolg“ in die Hände kam. Jan „besann sich auf sich selbst“ und beschloß die Theorien des Buchs zu praktizieren.

Wie er nun, tolpatschig und zugleich sehr selbständig, umsichtig die Erfolgsleiter emporklettert, stets mit dem unübertrefflich sicheren Gefühl, zur rechten Zeit das Rechte zu tun, sollte keiner zu hören und sehen versäumen. Darum hier nur noch soviel: Wenn sich der Vorhang schließt, hat der junge Mann ein Vermögen auf der Bank und einen sehr blonden, sehr blauäugigen Schatz im Arm. Und wenn sie nicht gestorben sind ...



Verleih: Karp-Film/Topas-Film

Eine phantasievoll-prächtig fabulierte Geschichte, ironisch durchblitzt und parodistisch pointiert, ein Märchen freilich, aber wie alle Märchen von tieferer Wahrheit und magischer Zauberkraft.

Dem Ganzen wird von einem bis in kleinste Rollen richtig besetzten Ensemble echtes, blutvolles Leben bar jedes Filmklichees eingehaucht. Zuvorderst als junges Liebespaar Jarl Kulle und Christina Schollin. Ihr Spiel umgeht auch an gewagten Stellen das Frivole, effektiv angedeutet Zweideutige, bleibt sauber und geschmackvoll. Die symbolkundige, mit einiger Meisterschaft geführte Kamera Rune Ericsons gibt dem mit viel komödiantischem Können gespielten, mit sicherem Kalkül, überraschender Wendigkeit und kultiviertem Charme inszenierten Streifen (Regie: Lars-Magnus Lindgren) die letzte Abrundung. Bei aller optischen Gewagtheit und Offenheit ist er zugleich eine heftige Kampfansage an Prüderie und falsche Verlogenheit einerseits und filmgeübt sexuelle Renommiersucht andererseits.

„Engel - gibt's die? ist ein schönes Beispiel, wie anspruchsvoll geplante Unterhaltung unterderhand zu Filmkunst werden kann.

Hans Plück

Eissterne kämpfen heiß um ihren Kurswert

Geheime Vorverträge der Shows mit den erhofften Olympiasiegern

Eine der sympathischsten Läuferinnen ist die Tschechin Jana Mrazkova, die sich mit ihren temperamentvollen Sprüngen, ebenso wie mit ihrem unbeschwertem Lächeln, die Sympathien des Publikums errungen hat



Die Eleganz der traditionellen russischen Ballettschule bringt das russische Paar Ludmilla Belousova/Oleg Protopopow auf das Eis. Ihr kraftvoller, temporeicher Lauf begeistert immer wieder das Publikum in aller Welt (unten)

Europameisterschaften und Welttitelkämpfe der Eiskunstläufer gehören wieder einmal der Vergangenheit an. Es gab begeisternde Leistungen, viel Anmut, Grazie und Temperament. Es gab die üblichen Fehlentscheidungen, Proteste und Tränen. Nur eines hat man am Schluß der Meisterschaftstage vermißt: die Sensationsmeldungen von Übertritten ins Profilager. Mit Ausnahme einiger „kleinen Fische“ – meist enttäuschte und enttäuschende Hoffnungen – blieb man bei der Stange und wird im kommenden Winter in Innsbruck erneut dabei sein, wenn es um olympische Goldmedaillen geht. Sind unsere Eissterne plötzlich so lautere Idealisten geworden, olympische Amateure reinsten Wassers?

Man muß schon etwas hinter die Kulissen des internationalen Eiskunstlaufs schauen, um zu erkennen, daß sich nichts geändert hat. Noch immer träumen sie fast ausnahmslos vom Vierjahresvertrag bei einer großen Eisrevue, von dem ganz großen Geld – und davon, endlich nicht mehr von der Gunst der Punktrichter abhängig zu sein.

Ja, man sollte diese Unzufriedenheit mit den Wertungsnoten, das Sattsein der ewigen Büffelei langweiliger Pflichtfiguren nicht unterschätzen. Diese zwei Gründe trieben so manches Talent vorzeitig ins Lager des Berufssport.

Haupttriebkraft aber ist auch hier das Geld. Amateur zu sein ist im Eislauksport ein kostspieliger Luxus. Spitzenstars bei einer der namhaften Eis-Shows aber können in wenigen Jahren ein Vermögen zusammenlaufen.

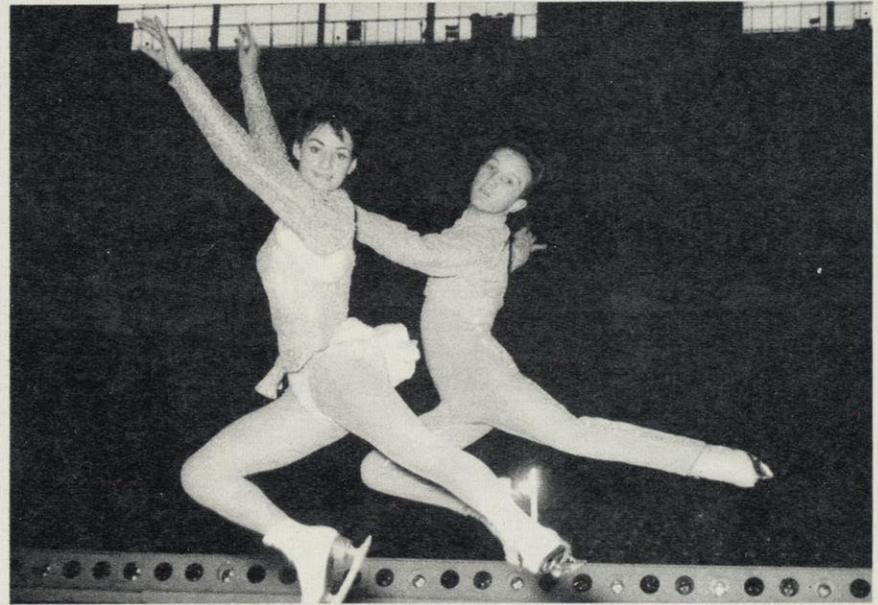
Bei allem sportlichen Ehrgeiz, dem Idealismus, der ja, mehr oder weniger, in jedem Sportler stecken muß: Die Lockungen der Manager mit sechsstelligen Zahlen sind stärker. Und schließlich haben Beispiele, wie die der Olympiasieger Maxi und Ernst Beyer, Ria und Paul Falk und vieler anderer gezeigt, daß man weder den Charakter noch seine Ideale verkaufen muß, wenn man zur Eisrevue wechselt. Schließlich ist ein sauberer Profi immer noch besser, als ein zweifelhafter Amateur.

Wenn nach den diesjährigen Titelkämpfen der Run nach den dicken Profiverträgen nicht einsetzte, dann hat das recht reale Hintergründe. Die Olympischen Winterspiele von Innsbruck





Schwerarbeit ist für Hans-Jürgen Bäumler das Training. Mit Gewichten holt er sich die Kraft, die er braucht, um beim Wettkampf seine Partnerin Marika Kilius mit jener bestechenden Leichtigkeit hoch über das Eis hinaus heben zu können, mit der sich die beiden an die Spitze der Weltklasse liefen



Den Sprung zur Revue und in die Ehe wagten Margret Goebel und Franz Ningel. Sie sind nicht mehr abhängig von der Gunst der Punktrichter und kassieren bei der großen Eisrevue Holiday on Ice Beifall und hohe Gagen

Fotos: Schirner/Müller/Keystone

Eine Ausnahmerecheinung unter den meist zierlichen und eleganten Eiskunstläuferinnen der Welt ist die holländische Weltmeisterin Sjoukje Dijkstra, die ein kraftvoller sportlicher Typ ist und mit ihrem natürlichen Wesen nichts von einem Eislaufstar an sich hat

stehen vor der Tür. Olympisches Gold aber läßt den „Marktwert“ eines Eislaufstars noch weiter in die Höhe schnellen.

Die Manager der großen Shows saßen aber nicht nur zu ihrem Vergnügen auf den Tribünen der Meisterschaften von Budapest und Cortina d'Ampezzo. Mit den Eislaufmüttern, den Trainern und den Sportlern wurde hinter verschlossenen Hoteltüren fieberhaft verhandelt. Bei einigen besonders attraktiven Sternen des Eissports gab ein Showman dem anderen die Türklinke in die Hand.

Noch weiß niemand, wer das Rennen gemacht hat, keiner hat eine endgültige Abmachung in der Tasche. Denn, wer schon einen Vertrag bei einer Eisshow hätte, dürfte in Innsbruck nicht im Zeichen der fünf olympischen Ringe starten. Die Manager wollten nur sichergehen, daß ihnen die Konkurrenz die zugkräftigsten Stars nicht in Innsbruck wegschnappen kann. So nahmen sie sicherlich, wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten, ihre kommenden Zugnummern unter Vorvertrag. Darin steht dann, daß sich der Umworbenen, für den Fall, daß er einmal Profi werden wolle, verpflichtet, nur zu dieser oder jener Revue oder Show zu gehen.

Zwar verstoßen auch solche Vorverträge gegen die olympischen Regeln, denn dort heißt es klar, daß niemand Amateur im olympischen Sinne ist, der an den Spielen teilnimmt, um anschließend Berufssportler zu werden.

Aber das ist eine Theorie. Radrennfahrer, Boxer, Fußballspieler – sie alle verstoßen immer wieder gegen diese reichlich platonische Forderung. Die Eiskunstläufer befinden sich also hier in mehr oder minder guter Gesellschaft.

Ja, man darf den Eislaufstars sogar moralisch ein größeres Anrecht einräumen, mit dem Übertritt ins Lager der Berufssportler zu liebäugeln, als allen anderen Sportlern. Denn ausnahmslos investieren ihre Eltern oder andere Gönner ein mehr oder minder großes Vermögen in ihr Talent, ehe sie Europameister, Weltmeister oder Olympiasieger wurden.

Fachleute wissen, daß unter einer Viertelmillion kaum ein Eiskunstläufer oder eine Eiskunstläuferin die höchsten sportlichen Erfolge erreichen kann. Erstklassige Trainer kosten teu-



res Geld. Doch damit ist es nicht getan. Meist muß ein angehender Eislaufstar monatelang in der Schweiz oder in London leben, wo auch in den Sommermonaten Trainingsmöglichkeiten sind und die erfolgreichsten Trainer sich niedergelassen haben, ehe er im Winter zu den Meisterschaften und den großen Schautourneen fit ist. Da sich eine solche intensive Ausbildung über viele Jahre erstreckt und ausnahmslos schon in frühester Jugend einsetzt, verschlingt sie riesige Summen, bis das große Ziel – vielleicht erreicht wird.

In den meisten Fällen werden derartige Summen nicht für ein Hobby des Töchterchens oder des Sohnes aus dem Fenster geworfen. Meist sind die Leute, die sich solche Gelder leisten können, recht kalt rechnende Geschäftsleute. Sie kalkulieren auf weite Sicht und sehen in diesem Geld eine Investition, die einst reiche Früchte tragen soll.

Nicht selten sind es Fehlinvestitionen, denn Ehrgeiz und Geld allein machen noch keinen Olympiasieger. Es braucht seine Zeit, um feststellen zu können, ob auch das notwendige Talent ausreicht.

Stellen sich aber die großen Erfolge ein, dann drängen die Geldgeber, gleich ob es die reichen Väter oder andere Mäzene sind, auf den Tag der „Ernte“.

So darf man sicher sein, daß auch die Meister und Placierten der diesjährigen Titelkämpfe früher oder später – mit wenigen Ausnahmen – den Weg zur Eisshow gehen werden. Wer Geduld hat und wartet, bis olympisches Gold vielleicht den Kurs noch erhöht, für den kann sich das lohnen.

Unser Weltklassepaar Margret Goebel/Franz Ningel wagte den Sprung schon im vorigen Winter. Sie sind heute Stars der amerikanischen Eisshow „Holiday on Ice“ und kassieren dort monatlich 12000,- DM. Ihre großen Konkurrenten, Marika Kilius/Hans-Jürgen Bäumler aber warten ab. Wenn ihnen der Olympiasieg in Innsbruck gelingt – wozu alle Voraussetzungen gegeben sind –, dann wird ihre Gage die der Ningels sicherlich weit in den Schatten stellen.

Willy B. Wange

Nicht jeder Verrückte schießt gleich

Gefallen am ... sollte auf seinem Grabstein stehen. „Ich wollte beweisen, daß ich kein Feigling bin“, sagte er vor Gericht. „Ich wollte wissen, ob ich einen Menschen töten kann.“ Der Fall liegt bereits zwei Jahre zurück, kam aber erst jetzt vor einem Düsseldorfer Gericht zur Verhandlung.

Folgendes war in der Nacht zum 15. Januar 1961 in einem Verpflegungsdepot der britischen Rheinarmee geschehen: In dieser Nacht hatte der Soldat John Stevenson Telephondienst. Plötzlich sagte eine Stimme hinter ihm „hands up“. Stevenson fuhr herum und starrte in die Mündung eines Gewehres. Der Mann, der die Waffe auf ihn richtete, trug einen schwarzen Stahlhelm auf dem Kopf, am Arm eine Hakenkreuzbinde und um den Leib einen breiten Lederrücken, auf dessen Koppelschloß ebenfalls ein Hakenkreuz leuchtete. Dazu Hakenkreuzorden die ganze Brust voll. Die Beine steckten in typischen deutschen Schaffstiefeln. Soldat Stevenson glaubte zu träumen. Langsam retirierte er zur Tür. Aber der andere fackelte nicht. Er drückte ab. Der Schuß traf Stevenson in die Schulter. Ein jugoslawischer Wachmann, der im Nebenzimmer schlief, eilte herbei. Zu zweit gelang es ihnen, den unheimlichen Eindringling zu überwinden ...

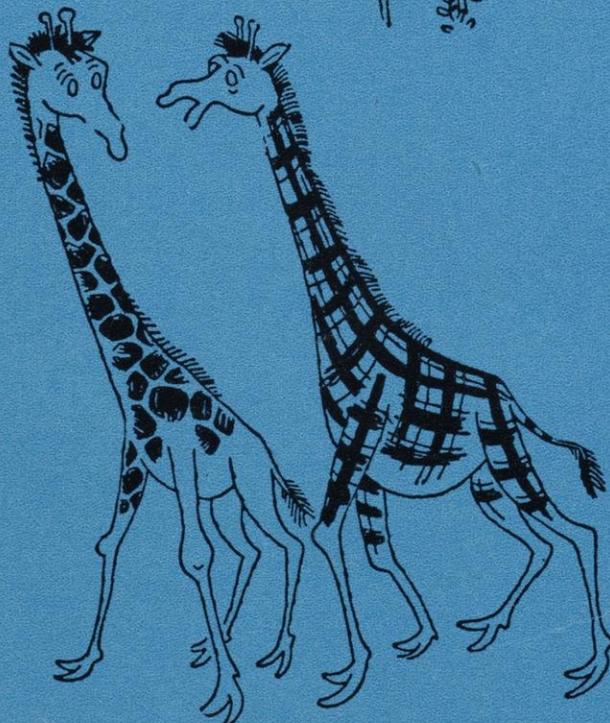
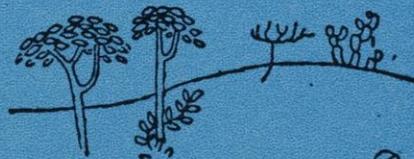
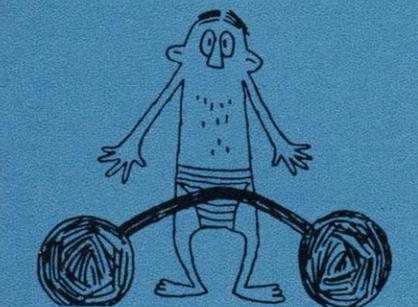
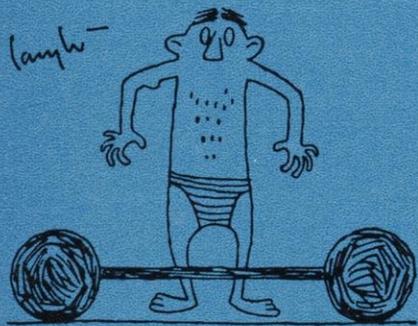
Die deutschen Polizeibeamten und die britischen Militärpolizisten schüttelten ungläubig die Köpfe, als sie die phantastische Geschichte des 18jährigen Dietmar Kirstein hörten: Dietmar wollte totgeschossen werden ... Zwei Jahre lang blieb er in der Beobachtung des Psychiaters. Er erzählte immer wieder dasselbe. Kampfbereitschaft und Disziplin, erzählte er, hätten ihn begeistert. Er wollte für Deutschland den Heldentod sterben. Seine Eltern sollten auf seinen Grabstein setzen können: Gefallen am ... Ein Geisteskranker. Oder auch nicht?

Wie immer die Psychiater entscheiden werden: auf alle Fälle einer, der sich auf der Grenzlinie bewegt. Und damit wird der Fall, da nicht symptomatisch, für die Öffentlichkeit uninteressant. Oder auch nicht ... Denn jemand muß in dem Achtzehnjährigen ja schließlich die Idee geweckt haben. Jemand muß ihm die Vorstellung eingegeben haben, daß Hakenkreuz und Heldentum zusammengehören. Jemand muß ihm Kampfbereitschaft und Disziplin als höchste Tugenden gepriesen haben, bevor er beides derart mißverstehen konnte. Jemand muß ihm eingepflichtet haben, daß nur der Feigling Angst vor dem Töten hat. Und jemand muß ihm lange genug vom Heldentod vorgeschwärmt haben, bis er schließlich keinen sehnlicheren Wunsch mehr kannte, als diese zwei Worte auf seinem Grabstein: Gefallen am ...

Jemand. Wer? Vielleicht nicht einmal jemand bestimmter. Die Luft ist voll von Krieg und Heldentum, voll alter und neuer Gespenster. Stammtischerinnerungen an große Zeiten; Heldenfriedhöfe und Treffen der alten Kameraden; Soldatenzeitungen und Reportagen von Kriegsschauplätzen; Kriegsfilme in jedem Kino; Rüstung in jeder Zeitungsschlagzeile; Kriegsliteratur und Landsergroschenhefte ... Zum Verrücktwerden! Da ist nun einer verrückt geworden. Aber: nur dieser eine?

Man sollte sich darüber im klaren sein: nicht jeder Verrückte setzt gleich einen Stahlhelm auf und schießt, das tut bei weitem nicht jeder ...

Gerd Angermann



die arabischen Tuchhändler sind ja furchtbar aufdringlich —